Univ. of
Toronto
Library

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diebabylonischew00winc

Orient &
Semit Philol
A

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Achter Jahrgang

1. Winckler, Prof. Dr. Hugo: Die babylonische Weltschöpfung. Mit 1 Abbildung.
2. Spiegelberg, Prof. Dr. Wilhelm: Die Schrift und Sprache der alten Aegypter. Mit 3 Abbildungen und mehreren Schriftproben.
3. v. Landau, Freiherr Dr. Wilhelm: Die phönizischen Inschriften.
4. Weber, Dr. Otto: Forschungsreisen in Süd-Arabien bis zum Auftreten Eduard Glasers. Mit Kartenskizzen und Abbildungen.

100750
1/3/10.

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Achter Jahrgang

1. Winckler, Prof. Dr. Hugo: Die Babylonische Weltanschauung. (Vergriffen.)
2. Peiser, Prof. Dr. Friedrich: Die Sprache und Sprache der alten Babylonier. (Vergriffen.)
3. Hommel, Prof. Dr. Fritz: Die südarabischen Inschriften.
4. Meyer, Dr. Otto: Israeliten in Bibel-Kreisen bis zum Auftreten Israels. (Vergriffen.)

100 J 10
1/3

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Die babylonische

Weltschöpfung

Von

Hugo Winckler

a. o. Professor an der Universität Berlin

Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1906

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

8. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V, 2 S. . . bez. AO. IV, 4^{4} S. . .

Innerhalb der babylonischen und gesamten altorientalischen Kultur, soweit wir sie geschichtlich verfolgen können und noch ein geraumes Stück darüber hinaus, ist der Mythus wie jeder andre Bestandteil des geistigen Lebens in das einheitliche System der Weltanschauung eingeschlossen, in dessen Ausbildung uns die große und vorläufig noch nicht abzuschätzende Bedeutung der ältesten geschichtlich festzustellenden Entwicklungsstufe der Menschheit entgegentritt[1]). Aber gerade dem Mythus fällt innerhalb der vielen, einheitlich angeschauten oder dargestellten Auffassungen der umgebenden Welt, ihre Teile und ihre Erscheinungen in Raum und Zeit, in Geist und Stoff, eine Rolle zu, welche ihn vor allem dazu bestimmt, die Grundlagen der großen Weltanschauung darzulegen.

Es ist der Zweck und das Wesen des Mythus, die Vorgänge und wirkenden Kräfte im Weltall und am Himmel in einer dem ungeschulten Verstande faßbaren Form darzustellen und sie dem naiven Empfinden, das an Unkörperlichem und Übersinnlichem keinen Anteil nimmt, näher zu bringen.

Alles geistige Leben, jede Regelung des Lebens, in Sitte, Gesetz und Ordnung beruht auf religiöser Grundlage, und diese Religion war eine Gestirnreligion, eine Lehre von den Himmelskörpern und Himmelsräumen, ihren Bewegungen und ihrem gegenseitigen Verhältnis. Deren Erscheinungen in einer anmutenden und leicht begreiflichen Form darzustellen, ist der Zweck des Mythus, der also eine symbolische Darstellung des gegenseitigen Verhaltens der Götter sein will und in poetischer Gestalt zur Darstellung bringt, was im großen Weltenraume und am Himmel vor sich geht.

Der immer wiederkehrende Grundgedanke bei jeder mythischen Darstellung von Vorgängen am Himmel oder im Weltenraume ist

1) Für die allgemeinen Voraussetzungen dieser Ausführungen, das Wesen und die Bedeutung der altorientalischen Weltanschauung s. AO. III, 2/3. „Himmels- und Weltenbild der alten Babylonier".

der der Entsprechung der Erscheinungen. Es ist alles Kreislauf, wie ein Kreis ein Abbild des andern, so ist auch jeder größere Vorgang im Weltall ein Abbild von vielen Parallelerscheinungen. Sonne, Mond und die Planeten vollziehen jedes seinen Kreislauf, in dessen Beschreibung sie die gleichen Punkte des Himmels berühren, und die „Präzession" der Tagesgleichenpunkte wie das Wandern der Schnittpunkte von Mond- und Sonnenlaufbahn, (Drachenkopf und Drachenschwanz) sind ebensolche Kreisläufe, welche Zyklen oder Epochen, „Äonen" bilden.

Die Planeten sind die „Dolmetscher" des göttlichen Waltens, diejenigen, welche die Beschlüsse der Götter über das, was auf Erden und im ganzen Weltall geschehen soll, verkünden, anzeigen[1]. Das tun sie durch ihre Bewegung, durch die Stellung, welche sie dabei zu den einzelnen Zeichen des Tierkreises und zu einander einnehmen. Wie die Vokale innerhalb der Konsonanten eines Alphabets durch verschiedene Zusammenstellung die Worte und damit die Rede ergeben, so auch die Planeten. Die alles umfassende Symbolik orientalischer Weltanschauung hat denn auch ihre wissenschaftliche Sprachlehre, wie schon die Namen der Buchstaben des Alphabets und ihre Anwendung zeigen, auf diese, all ihrem Denken gemeinsame Grundlage gestellt[2]. So spiegelt dieser Kreislauf alles wieder, was im Weltall geschieht. Er gibt Auskunft über die Geburt und das Schicksal jedes Lebewesens, über den Ausgang aller Untersuchungen, vom Großen bis zum Kleinen, er führt aber auch zur Berechnung der großen und größten Ereignisse des Weltenraumes. Da jeder Kreis ein Abbild des andern ist und alles sich im Kreise bewegt und entwickelt, so wird von den unmittelbar beobachtbaren Kreisläufen auf die größeren geschlossen und werden Berechnungen darüber angestellt. Denn das Entstehen und Vergehen der Lebewesen, wie das Sichtbarwerden und Verschwinden der Gestirne zeigen, daß nichts ewig ist, daß dasselbe von unsrer Erde gilt, die, weil geworden, auch vergehen muß, und daß einen Ursprung und ein Ende auch das große Weltall haben muß, in welchem unsre Erde besteht. Die Betrachtungen darüber und die Erklärungsversuche dieser himmlischen Erscheinungswelt nennt man Kosmologie. Wie die Erde, näherer und fernerer Sternhimmel und Weltenraum

1) AO. III, 2/3² S. 27.

2) Die babylonische Sprachwissenschaft kennt 12 Grundlaute, welche den 12 Tierkreiszeichen entsprechen, das Buchstabenalphabet (das fälschlich sogenannte phönizische) zeigt eine den Mondstationen entsprechende Anordnung.

die gleichen Erscheinungen des Kreislaufs zeigen, so werden auch ihre Schicksale in der Gestalt des in seinen Grundzügen immer wieder gleichen Mythus dem Verständnis des einfachen Vorstellungsvermögens näher gebracht. Mythus und Kosmologie gehen ineinander über wie der nähere und weitere Raum des Alls, sie sind konzentrische Kreise. Nur daß, was der Mythus im engeren Sinne darstellt, unmittelbar Geschautes, aus den Sternen Abgelesenes ist. Während der Mythus in diesem engeren Sinne die poetische Darstellung der Gestirnbeobachtung, der Astronomie — mit ihrer praktischen, astrologischen Nutzanwendung — ist, stellt die Kosmologie das dar, was wir als eine wissenschaftliche Hypothese bezeichnen würden.

Die wandelnden Gestirne nehmen denselben Lauf durch den Tierkreis, ihre Erscheinungen und Wirkungen werden daher als gleichartig oder sich entsprechend angesehen. Nicht der Stern an sich, sondern die Stellung am Himmel d. h. am Tierkreise verleiht ihm seine Kraft, seine göttliche, kosmische Wirksamkeit. Es kommt für die Wirksamkeit von Sonne (Winter, Sommer, Nacht, Tag) und Mond (unsichtbar und Vollmond) darauf an, wo und wie sie stehen, und ebenso ist die Kraft und Wirksamkeit der übrigen Planeten durch ihre Stellung d. h. den jeweiligen Punkt ihres Kreislaufs bedingt[1]. Jeder kommt so in die gleichen Stellungen und Phasen d. h. er übt gegebenenfalls die gleiche Kraft aus, spielt dieselbe Rolle. Deshalb wird auch von jedem in den Grundzügen derselbe Mythus erzählt. Nur eine feste Grundstellung[2] verteilt den Himmelskreis und weist jedem seine ihm eigentümliche Stellung an, welche gewissermaßen den Ausgangspunkt oder das Gleichgewicht, die Ruhe des Alls, darstellt.

Zwei Gestirne drängen sich jeder Beobachtung auf, indem ihre Beziehungen zu allem, was das Menschenleben beeinflußt, auch ohne besonderes Nachforschen dem Bewußtsein klar werden: Mond und Sonne. Der bloße Wechsel von Tag und Nacht und der Jahreszeiten zwingt mit seiner Regelung der Erzeugung und Beschaffung der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse auch den aller wissenschaftlichen Beobachtung noch fernstehenden Menschen zur Beachtung des Sonnenlaufs und lehrt ihm die regelmäßige Wiederkehr der Erscheinungen. Weniger aufdringlich ist die Bedeutung des Mondes, dafür ist er aber leichter zu beobachten. Im heißeren Klima wird er auch leichter

1) AO. II, 2/3[2] S. 11. 2) ebenda S. 34.

als bei uns zum Lichtspender, bei dessen Scheine manches getan wird, was der heiße Sonnenbrand zur Qual macht, und es ist anzunehmen, daß beim Naturmenschen ursprünglich seine Beeinflussung des physischen Lebens noch größer gewesen ist als beim modernen Kulturmenschen, der sie gleichwohl noch empfindet[1]. Mond und Sonne sind es daher, von welchen alle Gestirnbeobachtung zunächst ausgeht und auf die sie vor allem zurückweist, soweit es sich um unmittelbar praktische Zwecke handelt. Der Ausgleich des Umlaufs der beiden ist das Jahr, dessen Festlegung für die Regelung aller Beschaffung der Nahrungsmittel von Bedeutung ist; die Bestimmung des Jahres, der Kalender, ist der praktische Zweck der Gestirnbeobachtung, ohne welche auch ein einfaches Gesellschaftsleben nicht möglich ist. Denn dazu gehört Zeitrechnung und diese setzt die Bestimmung des Laufes der beiden Hauptgestirne voraus.

Der Kreislauf der beiden ist deshalb die Grundlage aller Himmelsbeobachtung und soweit diese zu einer wissenschaftlichen Systematisierung und deren volkstümlicher Darstellung im Gewande des Mythus führt, spielen beide die erste Rolle. Überall stehen Mond und Sonne im Vordergrunde der mythischen Darstellungen, und auf die Erscheinungen der beiden werden auch die der andern Himmelskörper zurückgeführt, nach ihnen erklärt, nach den Gesetzen aufgefaßt und beurteilt, welche aus dem Umlaufe der beiden und ihrem gegenseitigen Verhältnisse abgeleitet sind. Soweit nicht Einzelheiten der übrigen Gestirne — der Planeten wie der Fixsterne — in Betracht kommen, kann man im allgemeinen sagen, daß die wichtigsten und grundlegenden Gedanken des Mythus in ihrer unendlichen Verschiedenheit der Einkleidung doch immer wieder den einen Gedanken des Verhältnisses der beiden zueinander zur Darstellung bringen. Sie sind die beiden „großen" Gestirne des biblischen Schöpfungsberichtes, und in dieser Rolle begegnen sie überall und drängen sich als solche jeder Beobachtung auf. Die babylonische Weltanschauung hat neben sie als drittes noch die Venus gestellt und diese begegnet darum in einer gleichen Rolle und Bedeutung ebenfalls in den meisten Mythologien und Kalendern[2]. Der Grund dafür steht noch nicht fest und man kann, wo der Mythus nicht unmittelbar Bezug darauf nimmt, sie beiseite lassen, wenn man sich die Grundgedanken der Mythologie klar machen will. Auch bei ihr kommt es auf denselben Gedanken hin-

1) vgl. AO. IV, 2[2] S. 30. 2) AO. III, 2/3[2] S. 21. 27. 40. 61. Zur Betonung der Venus bei den Mexikanern: ebenda S. 4. 20.

aus, daß sie einen Lauf und damit Schicksale hat, welche mit denen der beiden andern übereinstimmen, ihnen „entsprechen". Ob sie aber wie bei einer Teilung von 3 „großen" + 4 Planeten oder von 2 „großen" + 5 Planeten[1] in die eine oder andre Gruppe gestellt wird, ist für diesen Zweck unerheblich.

Die Erscheinungen, welche Mond und Sonne bei ihrem Umlaufe zeigen, sind in der Hauptsache, wenn wir, wie auch unsre eigene Zeitrechnung tut, die Stellung der Wintersonnenwende d. h. den Jahresanfang beim tiefsten Standpunkt der Sonne, voraussetzen, die folgenden: Mond und Sonne treffen zusammen d. h. der Mond ist unsichtbar an der am tiefsten d. h. am weitesten südlich gelegenen Stelle desjenigen Himmelsstreifens, den beide in ihrem Umlaufe bestreichen. Der Mond läuft schneller als die Sonne, er überholt sie in jedem Tage um etwa 13 Grad. Er wird als (zunehmende) Sichel sichtbar, nachdem er sich wieder genügend von ihr entfernt hat, so daß sein Licht nicht mehr durch das der Sonne verschlungen wird (denn je näher er an ihr steht, um so mehr ist er nur am Tage über dem Horizont, also ebenso wie die am Tage über uns stehenden Sterne, unsichtbar). Er entfernt sich immer mehr und sein Licht nimmt zu bis er ihr gegenübersteht: das ist die Hälfte seines Umlaufs und er ist dann voll; er steht dann in Opposition zur Sonne, zur Zeit der Wintersonnenwende, also an dem entgegengesetzten Punkte des Kreislaufs, dort wo die Sonne zur Zeit der Sommersonnenwende steht, am nördlichsten oder höchsten. Von nun an nähert er sich wieder der Sonne und nimmt ab, bis er wieder unsichtbar wird d. h. in ihr verschwindet. Er hat damit seinen Lauf einmal vollendet.

Das wiederholt sich zwölfmal im Jahr d. h. zwölfmal ehe die Sonne ihren Lauf einmal vollendet. Der Weg der beiden Zeiger der Uhr in ihrer verschiedenen Geschwindigkeit gewährt dasselbe Bild, nur daß nicht, wie in diesem Falle, die Umläufe sich völlig decken, sondern daß ein Unterschied von ungefähr 11—12 Tagen bleibt. Dieser gleicht sich in größeren Zeiträumen d. h. in mehreren Jahren aus, und es ist Aufgabe der verschiedenen Kalenderabrechnungen, sich für eine oder die andre Art des Ausgleichs d. h. der Herstellung der Harmonie zwischen den beiden Umlaufszeiten zu entscheiden. Jahresrechnung heißt also in der Hauptsache Ausgleich von Mond- und Sonnenumlauf.

1) ebenda S. 22. 38.

Die Sonne ist während des einmaligen Umlaufs des Mondes (Monat) nicht stehen geblieben, sondern hat ihren Weg mit ungefähr $^1/_{12}$ der Mondgeschwindigkeit fortgesetzt. Wenn der Mond sie wieder einholt, also wieder in ihr verschwindet, um zum zweiten Male seinen Lauf zu vollführen, so ist sie also um $^1/_{12}$ ihrer Laufbahn weitergerückt. Das Zusammentreffen findet also an einer etwas höher, mehr nach dem Norden zu gelegenen Stelle des Himmels statt.

Wenn sich das zum sechsten Male wiederholt, so steht die Sonne auf dem höchsten Punkt ihrer Laufbahn, also am nördlichsten; der Mond bei ihrem Zusammentreffen also ebenda, als Vollmond ihr gegenüber d. h. dort, wo sie bei der Wintersonnenwende stand, also am südlichsten oder tiefsten, wie sie jetzt dort steht, wo der Vollmond damals stand.

Das ist die Sommersonnenwende. Von nun an wiederholt sich dasselbe Schauspiel, nur daß die Sonne dabei wieder tiefer am Himmel herabsteigt, wieder sechsmal bis zur Wintersonnenwende.

Der Mond hat dabei zwölfmal dieselben Erscheinungen gezeigt: er ist aus dem ihn unsichtbar machenden Lichte der Sonne herausgetreten, hat zugenommen bis zu seiner vollen Beleuchtung und dann wieder abgenommen. Die Erscheinung ist so, als ob ein schwarzer Schatten oder eine schwarze Scheibe sich vor die helle des Mondes schiebt oder sich von ihr entfernt. Dieser Vorgang fällt zusammen mit der Entfernung oder Annäherung an die Sonne; je näher an dieser, um so mehr ist er verfinstert. Wenn man eine allgemeine symbolische Einkleidung für den Vorgang wählt, so kann also entweder in naiver Anschauung davon gesprochen werden, daß zwei Monde, ein heller und ein schwarzer, sich aneinander vorbeischieben. Dann entsteht der Mythus vom bösen oder schwarzen Bruder, der den roten oder lichten tötet. Eine astronomisch schon etwas klarer blickende Anschauung weiß aber, daß das Licht wie die Verdunkelung von der Sonne ausgeht. Allgemeiner, „wissenschaftlicher" gesprochen, ist dann der schwarze Bruder dieselbe göttliche Macht oder Kraft, welche auch in der Sonne wirkt, d. h. der Schwarzmond ist die Sonne, oder die Sonne ist der böse Bruder, welcher den lichten Mond tötet.

Diese Auffassung löst die Vorstellung schon von dem rein körperlich Geschauten ab und faßt den Vorgang in einem vergeistigten Zusammenhange, indem sie das Spiel von göttlichen Ge-

walten — oder wie wir sagen würden: Naturkräften — als die eigentliche Ursache ansieht. Die Heimat der Astronomie mit ihrem tief durchdachten astronomischen Systeme sieht in den Sternen mehr als bloße Körper und sie unterscheidet sehr wohl zwischen Materie und Geist. Der babylonischen Religion ist nicht der Mond oder sonst ein Gestirn die Gottheit, sondern nur eine der materiellen Offenbarungsformen der Gottheit[1].

Der Grundgedanke aller babylonischen Lehre ist der von der Entsprechung der Erscheinungen des Himmelsalls. Der Kreislauf der Sonne wird als eine Parallelerscheinung von dem des Mondes aufgefaßt, was er ja — für die äußere Betrachtung — auch ist, da der Lauf beider durch dieselben Teile des Himmels führt, also scheinbar auf demselben Wege folgt. Die Sonne legt also denselben Weg in einem Jahre zurück, wie der Mond in einem Monat. Dieser Weg wird — wie der des Mondes und der übrigen Planeten — bestimmt durch die festen Punkte, die der Himmel bietet: die Fixsterne.

Durch ihre Beobachtung und durch das Vorbeigehen eben der wandelnden Gestirne an ihnen erkennt man deren Vorrücken und vermag den Weg zu verfolgen, den sie nehmen. Indem die Sonne von einer dieser unverrückbaren Sterngruppen zur andern weitergeht, bedeckt sie sie, oder wie der Ausdruck lautet: sie steht darin. Diese Fixsterngruppe ist dann — ebenso wie der Mond bei seinem Zusammentreffen mit der Sonne — unsichtbar d. h. sie befindet sich bei Tage, zugleich mit der Sonne, über dem Horizont. Indem sie in ihrem Kreislaufe zwölfmal vom Monde eingeholt wird, findet das Zusammentreffen jedesmal an einem andern Punkte statt, und sie hat bis zum nächsten immer ein Zwölftel des ganzen Kreises zurückgelegt. Dadurch, also durch den Lauf der beiden wird dieser Kreis in 12 Teile zerlegt, von denen die Sonne je einen in einem Monat d. h. bis zum nächsten Zusammentreffen mit dem Monde, durchläuft. Jeder der zwölf Teile wird in der altorientalischen Anschauung durch Zusammenfassung der darin stehenden Fixsterne als ein einheitliches Ganzes angesehen und die betreffenden Sterne werden als die sogenannten Bilder des Tierkreises bezeichnet[2].

Woher die Vorstellung stammt, welche den betreffenden Gruppen die zwölf Namen gegeben hat, und die einzelnen Vorstellungen wie

1) AO. III, 2/3² S. 20—24. 2) ebenda S. 28 ff.

Zwillinge, Stier, Widder usw., mit ihnen verbunden hat, wissen wir nicht. Innerhalb der Dauer der altorientalischen Kultur sind sie stets da, die ganze Einrichtung geht in viel ältere Zeiten zurück als unsre Geschichtskenntnis (seit etwa 3000 v. Chr.) reicht[1]. Für eine Betrachtung des Mythus und seiner Erscheinungen, soweit sie astral sind, und für sein Verständnis innerhalb dieser Entwicklungsstufe und innerhalb aller geschichtlichen Überlieferung kommt die Frage nicht in Betracht, wie diese Vorstellungen entstanden sind und inwieweit sich etwa Reste einer naiveren und ursprünglichen Vorstellungswelt darin erhalten haben. Soweit unsre Kenntnis reicht, ist der Tierkreis da und der orientalische Mythus sieht ihn als so feststehenden Begriff an wie wir die Elemente oder die Kategorien des Denkens.

Die Sonne macht jeden Stern, an den sie herantritt oder der in sie hineintritt, unsichtbar. Sie ist die schwarze Macht, welche dem Monde den Tod bringt. Deshalb erscheint sie astral richtig als die Unterweltsmacht — sehr gegen unser Gefühl, das sie als Tages- oder Oberweltsgestirn in Anspruch nehmen würde, und als solches gilt sie der babylonischen Anschauung[2]. Da der Mond in seiner vollen Gestalt ihr gegenübersteht, so ist er in dieser, also als Vollmond, Oberweltsgestirn. Wenn also der Sonne als der ihr eigentlich gebührende Punkt im Weltall die Unterwelt zukommt, so dem Monde die Oberwelt. Im Tagesumlauf ist also die Mitternachtsstellung einer Vollmondsnacht diejenige, wo jedes Gestirn an seinem Platze steht und im besondern ist es die Vollmondnacht der Wintersonnenwende, wo Mond und Sonne jeder an ihrem Punkte stehen: die Sonne am tiefsten Punkte ihres Himmelslaufes, der Mond am höchsten, der Mond kulminierend, die Sonne ihm gegenüber in der „Unterwelt". Das umgekehrte Verhältnis findet bei der Sommersonnenwende statt. Da steht der Mond im eigentlichen Bereiche der Sonne und diese in dem seinen.

Mond und Sonne sind Gegensätze. Zur Zeit wo der eine herrscht, ist der andre ohnmächtig. Steht der Mond — immer als Vollmond — am höchsten, so steht die Sonne am tiefsten Punkte des gemeinschaftlichen Kreises, in der Wintersonnenwende und umgekehrt. Da es aber die Licht- oder Oberweltsgottheit ist, auch astronomisch der Mittags- oder Kulminationspunkt eines Gestirnes der maßgebende ist, so ist der Zeitpunkt, an welchem er herrscht,

1) AO. II, 2 3ª S. 32. 2) ebenda S. 35.

der des Vollmondes der Sommersonnenwende. Die Stellung, welche der Sternhimmel dann einnimmt, ist die astrale Normalstellung[1]. Bei dieser Stellung sind in der Höhe von Babylon fünf Tierkreiszeichen über dem Horizonte (also bei Nacht) sichtbar, sieben unter ihm, oder wie man astronomisch sagt: Nacht- und Tagesbogen[2] verhalten sich wie 5 : 7. Bei uns ist der Unterschied viel größer und nimmt nach Norden hin immer mehr zu. Das ist der Grund, für die Einteilung des Jahres[3] in 5 + 7 — nicht 6 + 6 — Monate und eine entsprechende des Tierkreises. Sie erklärt sich also nur aus der babylonischen geographischen Breite und kann nur in einer solchen entstanden sein. In der Zahlensymbolik ist deshalb die dem Monde[4] eigentümliche die 5, die der Sonne eignende die 7, wobei aber stets zu berücksichtigen ist, daß das nur von der Normalstellung gilt und daß jedes Gestirn und jede göttliche Macht durch seine Stellung seine Wirkung ausübt, also in ihr Gegenteil verkehrt wird: die Sonne wird Oberweltmacht (also „Mond") und der Mond Unterweltmacht (schwarz = „Sonne") in ihrem Umlaufe. Für gewöhnlich aber, wenn nicht als einheitliche Gestalt, erscheinen die Licht- oder Oberweltsgottheiten als fünf, die feindlichen als sieben.

Denselben Weg wie der Mond legt die Sonne scheinbar zurück, indem sie in einem Jahre durch die zwölf Zeichen des Tierkreises läuft. Diese werden in die drei Reiche von Luft (Anu), Erde (Bel) und Wasser (Ea) geteilt[5], wobei unter Voraussetzung der Zwillingsrechnung das Wasserreich die Zeichen von Wassermann bis Stier umfaßt. Während die Sonne in diesen steht, im Winter, ist sie am wenigsten kräftig, die Natur ist tot und es herrscht der Regen. Der Aufenthalt der Sonne in der „Wassergegend" entspricht also dem des Mondes in der Sonne, beide gelten als tot und werden erst durch das Verlassen, sei es der Sonne, sei es „Wassers",

1) Ein Mondjahr müßte also mit der Sommer-, nicht mit der Wintersonnenwende beginnen.

2) Die Anzahl der Grade, welche den nicht sichtbaren Tierkreiszeichen entspricht, durchläuft die Sonne bei Tage (ist entsprechend lange sichtbar, also 7 × 2 Stunden), die den nicht sichtbaren entsprechende (5 × 2 Stunden) bei Nacht.

3) Bei Hammurabi und in volkstümlicher Rechnung auch bei uns, AO. IV, 4^4 S. 38, Anm. 2.

4) Also umgekehrt als AO. II, $2/3^2$ S. 17 gezeigt — man beachte das obige! Die Siebenteilung ist dem Monde (Woche) aufgezwängt.

5) AO. III, $2/3^2$ S. 30.

zu neuem Leben erweckt. Also der Mond wird durch die Sonne bedroht, aber auch aus ihr neu geboren, die Sonne durch das Wasser. Indem beide ineinander übergehen, kann in einem gegebenen Falle das auch vertauscht werden. Wenn z. B. in einem Mythus das goldene Wasser erscheint, in welches der Held untertaucht, um wieder daraus hervorzugehen, oder wenn die „Wasser der Unterwelt" überhaupt golden sind, so ist Sonne (= Gold) = Unterwelt und Wasser (= Unterwelt) vereint.

Schließlich gilt dasselbe von den übrigen Planeten, die ebenfalls durch die Sonne hindurchgehen und dadurch ihren „Tod" finden, in der „Unterwelt" weilen d. h. unsichtbar sind.

Die astrologische Lehre findet überall die gleichen Kräfte wirksam, es ist der Gegensatz von Licht und Finsternis, Ober- und Unterwelt, Leben und Tod, Mond und Sonne, der überall, also auch in allen einzelnen Teilen des Himmels genau so wie im ganzen Weltall sich wieder zeigt. So auch in den einzelnen Tierkreisreichen, wie in den einzelnen Ländern der Erde. Jedes stellt für sich ein Ganzes dar, in dem die beiden herrschenden Mächte wieder vertreten sind. So sind die Zwillinge (Kastor und Pollux), „Sin und Nergal" d. i. Mond und Sonne (oder Schwarzer Mond) und ebenso in den Tierkreiszeichen des Gottes von Babylon, dem Stiere, die beiden Hauptgruppen die Hyaden und Plejaden = Mond und Sonne[1].

Von diesen sind die Plejaden die eine Gruppe von 7, die Hyaden eine von 5 Sternen, beide enthalten also die beiden Zahlen von Sonne und Mond. Wenn die Sonne in den Plejaden steht und der Mond bei ihr, also unsichtbar ist, so wird er wieder sichtbar, wenn er bis zu den Hyaden vorgerückt ist. Deshalb erscheinen diese in der babylonischen Astronomie als Mondstation, während umgekehrt die Plejaden der Sonne eignen. Diese ist also in den Plejaden in ihrem eigensten Gebiete, in ihrem „Hause", der Mond in den Plejaden in dem seinen. Da das Siebengestirn der Plejaden astrologisch dasselbe ist wie die Sonne, so ist damit die Erklärung von den „Sieben Bösen" gegeben, welche in der babylonischen Mythologie eine so große Rolle spielen und als die Unterweltsmacht erscheinen, welche Tod und Verderben bringt, wie die Sonne den in sie eintretenden Gestirnen, obenan dem Monde. Die Siebengottheit oder die Vertreter der Siebenzahl sind also immer

1) AO. III, 2/3* S. 40—42.

die Unterwelt- oder Todesgottheit, während umgekehrt die Fünfzahl der Hyaden die Licht- oder Oberwelt darstellen, die durch ihr Eintreten in den Bereich der Sieben den Untergang finden. Deshalb sind es mit Vorliebe, wenn nicht eine, fünf Gestalten, welche der Mythus in die Unterwelt, das Gefängnis[1] usw. kommen läßt. Die Fünf ist = Mond = Licht; die Sieben = Tod = Unterwelt. Was in die Plejaden eintritt, verfällt der Sonnenmacht oder Unterwelt, ist tot. Die Sonnenbahn hat vier Hauptpunkte: die der beiden Sonnenwenden und der beiden Tagesgleichen, die den vier Himmelsrichtungen entsprechen. In der angenommenen Normalstellung (S. 10 f.) entsprechen sie ebenso den vier Mondphasen. Diese vier Punkte sind durch das gegenseitige Verhältnis von Äquator und Sonnenbahn (Ekliptik) gegeben und stehen nicht fest, sondern verschieben sich (infolge der Bewegung der Erdachse) und zwar in 72 Jahren um einen Grad, in ungefähr 2200 Jahren um ein Tierkreiszeichen, und durchwandern somit den ganzen Tierkreis in etwa 26 000 Jahren und zwar entgegengesetzt dem Laufe der Planeten, also von Ost nach West. Diese Präzession[2] der Tagesgleichen und damit des Neujahres machte Kalenderreformen nötig und mußte von selbst zur Unterscheidung von Zeitaltern führen, welche bei der Eigenart des astrologischen und kosmologischen Denkens des alten Orients eine gewaltige Bedeutung für die gesamte Welt- und Geschichtsauffassung haben mußten[3]. Die Auffassung, welche alle Dinge als Entsprechungen, in ihrer gegenseitigen Bedingtheit, betrachtete und jede Entwicklung als Kreislauf ansah, der eine Entsprechung im Kleineren wie im Größeren hatte, mußte als Ergänzung zum Mond- und Sonnenumlauf größere Kreisläufe oder Zeiträume annehmen, innerhalb deren die verschiedenen Unregelmäßigkeiten der einzelnen natürlichen Gestirnumläufe sich ausgleichen. Das sind Zyklen oder Weltenjahre, wie das sogenannte Siriusjahr von 1460 Sonnenjahren einen darstellt, oder der babylonische Saros von 600 Jahren usw., je nach dem befolgten Systeme. In der Hauptsache handelt es sich dabei immer um den Ausgleich — zunächst des Mond- und Sonnenjahres, dann der übrigen Planeten, und endlich auch des Fixsternhimmels in seinem Verhältnis eben zu den Planeten (wie beim Siriusjahr um Sirius und Sonne).

Ganz ebenso wie das gegenseitige Verhältnis von Äquator und Ekliptik (die Neigung der Erdbahnebene zu dieser), so ist

1) AO. III, 2/3[2] S. 45.
2) AO. III, 2/3[2] S. 32.
3) ebenda S. 33. 39. 53.

auch das der übrigen Planeten Schwankungen unterworfen, was zu der gleichen Erscheinung für ihren Umlauf führt. Am deutlichsten tritt das wieder beim Mond hervor, der in jeder Beziehung am leichtesten zu beobachten ist. Seine Bahnebene ist wie die der Erde zur Ekliptik geneigt und seine Bahn durchschneidet daher ebenso wie bei der Erde die Ekliptik an zwei Punkten, die also für die Mondbahn dasselbe sind wie die Tagesgleichenpunkte für die Bahn der Sonne (d. h. Erde). Auch diese Punkte stehen nicht fest, sondern rücken genau wie die Tagesgleichenpunkte durch die ganze Ekliptik herum. Das geschieht in ungefähr 19 Jahren, so daß also innerhalb dieser Zeit ein Ausgleich des Mond- und Sonnenjahres stattfindet, insofern der Neumond wieder auf denselben Punkt und damit denselben Tag des Sonnenjahres fällt. Dieser 19jährige Ausgleich ist der Grundsatz des sogenannten Zyklus Metons, der seine Bezeichnung von dem Manne hat, der ihn in Athen einführte. Denn im Gebrauch war er schon im ältesten Babylonien.

Der Schnittpunkt der Mondbahn mit der Ekliptik bei zunehmendem Monde wird von der mittelalterlichen Astronomie als Drachenkopf, der des abnehmenden als Drachenschwanz bezeichnet und diese Bezeichnung wird gelegentlich jetzt noch angewandt. Ihr Ursprung ist natürlich mythologischer Natur und weist sofort auf die Vorstellung hin, wonach bei Mondfinsternissen ein Ungeheuer den Mond verschlingt. Die Astrologie gibt weitere Aufschlüsse, denn sie kennt dieselbe Vorstellung auch für die übrigen Planetenbahnen und in astrologischen Karten, welche für die Stellung des Horoskops eingerichtet sind, wird für jede der Planetenbahnen auch eine verstellbare Schlange angebracht, welche als Durchmesser die Bahn ihres Planeten durchschneidet, so daß also Kopf und Schwanz auf die beiden Schnittpunkte fallen. Daraus folgt also, daß jeder Planet den Kampf mit dem Drachen zu bestehen hat, der Kreislauf eines jeden ist eben das Spiegelbild von dem der andern.

Mond, Sonne und die fünf Planeten sind die eigentlichen Verkünder des göttlichen Willens oder der Weltordnung, ihre Bahn ist das himmlische Spiegelbild des Erdreichs in unsrer Welt. Die Vorstellung von den sieben Klimas unsrer Erde, welche bis ins Mittelalter hinein durch die Araber die Geographie beherrscht hat, zeigt deutlich, daß sie von den sieben Stufen des Tierkreises[1] d. h.

1) AO. III, 2/3[2] S. 37.

den Umlaufsstufen der sieben Wandelgestirne hergenommen ist. Denn in praktischen Erfahrungen war sie nicht begründet und konnte sie nicht begründet sein. Der Tierkreis ist das eigentliche Beobachtungsgebiet der astrologischen Himmelslehre und von seinen Erscheinungen leitet daher die Wissenschaft des alten Orients ihre Lehren vor allem ab. Nach dem Grundsatze der Harmonie oder Entsprechung muß alles der unmittelbaren Beobachtung nicht Zugängliche doch die Erscheinungsformen zeigen oder gezeigt haben, wie sie dort vorgezeichnet sind im „Buche des Himmels".

Die Erde mit ihren sieben Klimas und der Tierkreis mit seinen sieben Stufen sind also Spiegelbilder und sie werden dargestellt in den siebenstufigen Zikurrat oder Stufentürmen der babylonischen Tempel, die also eine Vorstellung von dem „Berge der Länder", d. i. dem irdischen und himmlischen Erdreiche (Tierkreis) geben sollen. Es sind Pyramiden, in denen man in sieben, um den Kern herumführenden und wohl spiralenförmig verlaufenden „Stufen" bis zur Spitze hinaufgehen konnte, wo der Gott auf seinem Throne sitzend zu denken ist, wie die oberste Gottheit, Anu oder El, d. i. „Gott" im Nordhimmel oder Luftreich d. h. dem über dem Tierkreis gelegenen, also an dessen höchste Stufe stoßenden Teile des Himmels, dem Lufthimmel[1], auf ihrem Throne sitzt.

Die Vorstellung von diesen sieben Stufen, die, sich verengend, nach oben führen, ist ohne weiteres verständlich und durch die verschiedene Umlaufszeit der sieben Wandelgestirne gegeben: die unterste gehört deshalb Saturn, der die längste Umlaufszeit hat (30 Jahre), die folgenden in sich verengernden Kreisen: Juppiter (ungefähr 12 Jahre), Mars, Sonne (d. h. Erde), Venus, Merkur und Mond. Dem Monde gehört die höchste, und ist also die vollkommenste Erscheinung des Gestirnhimmels. Seine Erscheinungsformen zeigen am deutlichsten das Wesen aller Umlaufseinzelheiten.

Unsre Erde und ihr Himmel sind die sichtbare, jetzige Welt. Diese ist geworden und entwickelt sich weiter. Sie ist als geworden nicht von Ewigkeit her und wird in ihrer Erscheinungsform nicht bis in Ewigkeit bestehen. Wie die sieben Kreise nach oben führen, so muß auch ihre Entwicklung in gleichem Laufe sie größerer Vollkommenheit entgegenführen, denn der Entwicklungsgang, den sie durchmacht, muß ebenfalls ein Abbild der Entwicklung alles Seienden darstellen. Unsre jetzige Welt ist also das Erzeugnis eines

1) AO. II, 2,3² S. 26. 38 Anm.

solchen Entwicklungsgangs, der aus der Ewigkeit in die Unendlichkeit, aus deren Nichts zur Vollkommenheit führt, das Wesen dieser Welt wird bestimmt durch den Standpunkt, den sie auf diesem Wege einnimmt, wie das Verdienst eines frommen Pilgers, der einen Stufenturm ersteigt, durch die Gnade der Gottheit gegeben ist, welchem die erstiegene Stufe gehört. Sie ist in mehreren Stufen entstanden und wird auch noch mehrere durchlaufen, ehe sie auf dem Gipfel anlangt; sie steht also gewissermaßen auf einer der nach dem Muster des Tierkreises erschlossenen sieben Stufen des großen Weltenraumes, oder sie ist eine der verschiedenen Welten, welche je auf einer dieser Stufen sich entwickeln. Denn jede höhere Stufe bedeutet auch eine Umgestaltung, bis die höchste Vollkommenheit, die der Gottheit, erreicht wird.

Was vom Raume, gilt auch von der Zeit. Das Durchlaufen einer Stufe durch eines der Gestirne ist das Zeitmaß, und dadurch wird eben die Zeit gebildet — als Ausfluß göttlichen Wirkens. So viele Welten, so viele Weltzeitalter, die natürlich in ihrer Art als „Entsprechungen" der an den Gestirnen beobachtbaren Zeiten vorauszusetzen sein würden. So viele von diesen großen Weltzeitaltern der Entwicklung des großen Alls verstrichen sind, so viele hat auch unsre Welt bereits zurückgelegt in dem Kreislauf ihres eigenen Bestehens, so daß das Spiegelbild vollkommen wird: da, wo unsre Welt in ihrer augenblicklichen Entwicklung steht, also in ihrer zeitlichen innerhalb ihres eigenen Bestehens, auf der entsprechenden Stufe steht sie auch im ganzen großen Kosmos.

Bekannt ist die Lehre von den vier Weltzeitaltern[1], welche das Griechentum durch Hesiod übernommen hat und die dann in der klassischen Überlieferung eine ebensolche Rolle spielt (Ovids Metamorphosen) wie in der apokalyptischen der Bibel (Daniel). Danach hat unsre Erde drei Zeitalter durchlebt, „jetzt wird das vierte durchlebt". Nach der Lehre von der Entsprechung muß man annehmen, daß dann noch drei weitere folgen müßten, wenn die Lehre von der Siebenteilung zu Grunde gelegt ist. Ebensogut kann

1) Sie brauchen, als Ergebnis der wissenschaftlichen Berechnung, nicht dasselbe zu sein wie die astronomischen Zeitalter (die je einem Tierkreiszeichen entsprechen), welche wir tatsächlich in der altorientalischen Geschichte feststellen können (AO. III, 2/3[2] S. 32. 33). Inwieweit beides durch einander bedingt ist, kann hierbei dahingestellt bleiben und steht auch nicht fest. Innerhalb der Grundvorstellung sind auch wohl sehr verschiedene Berechnungsweisen, d. h. Auslegungen der Grundvorstellung anzunehmen.

aber eine andre Ausspinnung des Systems mit ihrer Zahl der Himmel rechnen, von denen besonders die Neunzahl[1] oder auch die Zwölf[2] oder endlich die Fünf, d. h. die der Planeten ohne Mond und Sonne[3], in Betracht kommen. Zwischen Fünf und Sieben muß die altorientalische Lehre schwanken, je nachdem sie die Mond- oder Sonnenlehre zugrunde legt (S. 11, Anm. 4). Es scheint, als ob die Mondlehre, welche die altbabylonische Anschauung vertritt,

Altbabylon. Tafel mit der Figur des Heptagramm.

vorauszusetzen ist, denn Hesiod scheint das zu erwartende fünfte Zeitalter als das letzte anzusehen und bei der Zugrundelegung des Pentagramms der fünf Planeten ergibt sich die Reihenfolge der Zeitalter, so wie sie nach den Metallen bezeichnet werden. Denn diese Reihenfolge ist: das goldene des Chronos-Saturn, das silberne, erzene, das jetzige[4], welches als das eiserne gekennzeichnet wird. „Möchte ich nicht das fünfte Geschlecht erleben der Menschheit". Wenn in der Reihenfolge des Pentagramms mit Saturn begonnen

1) Edda, Roser, AO. III, 2/3[2] S. 38 Anm.

2) Die Etrusker kennen zwölf Zeitalter (den 12 Tierkreiszeichen entsprechend), die aber wohl nicht diese Zeitalter oder Äonen unserer Welt sind, sondern Unterabteilungen eines dieser Äonen. Hier sind ihre Vorstellungen im einzelnen noch nicht ganz klar.

3) AO. III, 2/3[2] S. 38.

4) Hesiod, Werke und Tage S. 109 ff. — Das Eisen spielt wohl in der älteren Anschauung keine Rolle und ist deshalb spätere Ausführung der Vorstellung.

wird — d. h. mit der untersten Stufe der ältesten Welt —, so ergibt sich: 1. Saturn = Sonne = Gold; 2. Mars = Mond = Silber; 3. Venus = Bronze; 4. Juppiter. Sein Metall steht nicht fest — wenigstens nicht nach babylonischer Anschauung, aber tatsächlich ist er (Marduk) der Regent und Demiurg der jetzigen Welt und des Zeitalters der Herrschaft Babylons und seiner Lehre.

Hierzu stimmt dann genau die im babylonischen Schöpfungsepos niedergelegte Lehre von der Entstehung der Welten. Denn dieses schildert die Entstehung unserer Welt in vier Stufen, deren vierte die von Marduk-Juppiter beherrschte ist.

Es sind kosmische Vorgänge, welche das Weltschöpfungsepos schildert und zwar aus der Anschauung der altorientalischen Welt heraus mit astraler Auffassung und in mythologischer Darstellungsform. Als Epos macht es von dem Mittel dieser Dichtgattung Gebrauch, die handelnden Gestalten in heroischer Auffassung auftreten zu lassen d. h. sie wie Heldengestalten oder vermenschlichte Götter sich zu denken. Dem gegenüber steht der reine Mythus, welcher die Götter als Götter auffaßt und schildert und ihr Walten und Handeln nicht ins Menschliche übersetzt. Dieser Mythus wird daher im Babylonischen, wo die Götter vor allem astral sind, auch die astrale Auffassung betonen und stets erkennen lassen.

Es gibt noch eine andre Form der Behandlung kosmischer Vorgänge: das Lehrgedicht. Auch diese, rein abstrakte oder „wissenschaftliche" Behandlungsweise des Stoffes und der Frage vom Ursprung der Welt hat ihre Ausbildung erhalten und ist uns in einem Beispiele erhalten. Wir besitzen den Anfang einer poetischen[1] Darstellung der Entstehung des Weltalls, das auf jede verkörperte Darstellung der kosmischen Begriffe und vor allem auf jedes Eingreifen von als Personen gedachten göttlichen Gestalten verzichtet, sondern völlig im Tone eines Lehrgedichtes, wie es die altgriechische Naturphilosophie hervorgebracht haben könnte, oder wie es in Rom von Lucrez vorliegt, die Entstehung der Welt aus natürlichen Vorgängen heraus schildert und dabei die einzelnen kosmischen Begriffe, die verschiedenen Teile oder „Reiche" des Weltenraumes rein begrifflich auffaßt ohne alle mythische Personifizierung in Göttergestalten. Während in der Mythologie es heißt: es entstand Anu, Bel, Ea, es werden geschaffen (erzeugt von den göttlichen Eltern)

1) Die Poesie scheint überall die ursprüngliche Darstellungsform zu sein. Auch Rom und Griechenland haben das Lehrgedicht vor der belehrenden Prosa.

Sin, Schamarsch, Istar, heißt es hier: es entstanden Eridu und Babel (vom Standpunkte der Lehre von Babylon aus) als Anfang der Welt d. h. als erste Grundlage gedacht, welche dann zur jetzigen Erde ausgestaltet wird. Nur Marduk, der Gott von Babylon, erscheint als einziger Schöpfer d. h. Ausgestalter der Welt, aber als seine Welt „entstanden" ist. Die verschiedenen Weltteile werden dabei mit den Namen ihrer Kultstätten in Babylonien bezeichnet — jeder Tempel stellt den Teil der Welt dar, welcher seinem Gotte gehört:

Das heilige Haus, das Götterhaus[1], war an heiliger Stätte nicht geschaffen,
Rohr nicht gesproßt, Baum nicht gewachsen.
Ziegel nicht gelegt, Unterbau[2] nicht gebaut,
Haus nicht gemacht, Ansiedlung nicht erbaut,
Ansiedlung nicht gemacht, Zusammenleben nicht ermöglicht,
Nippur[3] nicht geschaffen, Ekur nicht gebaut,
Uruk[4] nicht geschaffen, E-anna nicht gebaut,
der Ozean[5] nicht geschaffen, Eridu nicht gebaut;
des heiligen Hauses, des Götterhauses Stätte nicht geschaffen.
Die Länder allesamt waren Meer,
der Boden (?) der Insel war Wasserfluß:
da wurde Eridu geschaffen, Sagila[6] erbaut,
Sagila, welches inmitten des Ozeans Ungal-dul-azag[7] bewohnt,
Babel wurde geschaffen, Sagila vollendet;
die Anunnaki[8] zugleich erschaffen,
die heilige Stadt, ihren Freudensitz, benannten sie Hehr.
Marduk fügte ein Rohrgeflecht[9] auf dem Wasser zusammen,

1) Im Weltall eben die Welt als Sitz und Betätigung der Götter; dann ein Begriff wie „Olymp".

2) Die babylonischen Paläste und Tempel stehen auf einer künstlichen Erhöhung. Der Weltbau, das „Götterhaus", ist das Vorbild für einen jeden solchen Bau, der einen Mikrokosmos vorstellen soll.

3) Nippur, die Stadt Bels des „Herrn der Länder", steht also hier für das „Erdreich" — am Himmel (Tierkreis) wie auf der Erde. Ekur ist der Name des Tempels von Nippur, er soll das irdische Erdreich im besonderen vertreten, während Nippur mehr das himmlische ist.

4) Uruk und E-anna, die Stadt und der Tempel mit dem Kulte der Istar und des Anu, als Vertreter des Luftreichs im gleichen Sinne wie Nippur des Erdreichs.

5) Das „Wasserreich"; Eridu, die Stadt Eas.

6) Name des Tempels von Babylon: die aus der Wassertiefe (als Berg) sich erhebende Erde.

7) „König der heiligen Wohnung", Beiname Marduks.

8) Die „Götter" des oberen Weltteiles (Nordhimmel), hier deutlich rein begrifflich für diesen gesetzt.

9) Als Gerüst für eine „Aufschüttung", einen „Damm", der aus Rohr-

Erde machte er, schüttete sie auf das Rohrgeflecht.
Damit er den Göttern einen Sitz der Behaglichkeit verschaffe,
Menschen schuf er.
Aruru Menschengeschlecht mit ihm erschuf;
Tiere des Feldes, lebendige, im Felde erschuf er,
den Tigris und Euphrat schuf er, machte er auf Erden,
ihre Namen . . nannte er wohl.
Gras (?), Halme der Wiesen, Rohr und Schlingpflanzen schuf er,
das Grün des Feldes schuf er,
die Länder, Wiesen und das Schilf;
die Wildkuh, ihr Junges, das Kalb, das Schaf, sein Junges, das Lamm der Hürde,
Fruchtbaumpflanzungen und Haine,
Ziegenbock und Gazellenbock (?) . . . . . ten es.
Der Herr Marduk schüttete am Rande des Meeres eine Rampe auf,
[eine Schichtung] von Rohr und Erdmasse (?) machte er,
ein . . . . . ließ er entstehen,
[Rohr schu]f er, Baum schuf er,
. . . . . auf Erden schuf er.
Ziegel strich er, eine Ansiedlung baute er,
eine Ansiedlung baute er, Zusammenleben ermöglichte er.
Nippur machte er, baute Ekur,
Uruk machte er, baute E-anna.
Soweit ist nur erhalten.

Hier ist auf jede mythologische Einkleidung verzichtet, nur Marduk erscheint als „Demiurg", als schaffender Gott, insofern er der entstandenen Welt ihre Gestalt und Ordnung verleiht. Das ist aber nichts als die babylonische Wendung vom schaffenden Gotte überhaupt. Es ist nicht der Stadtgott von Babylon, der aus der übrigen Götterschar auserwählt wird, um die Welt zu regieren, sondern es ist Marduk als Inbegriff aller Gottheit überhaupt. Es ist nur Mangel an sprachlicher Durchbildung des Ausdrucks oder — absichtliches Verfallen in die allgemein verständliche Ausdrucksweise, welche hier nicht einen abstrakten Gottesbegriff einsetzt.

Das Gegenstück hierzu bildet das Schöpfungsepos von Babylon, welches in sieben Gesängen oder auf sieben Tafeln in epischer Form die Entstehung der Welt mythologisch ausgestaltet, also als das Treiben und Kämpfen einer Götterschar darstellt, deren jeder eine kosmische Kraft oder einen Teil des Weltalls darstellt. Die einzelnen Tafeln sind aus zahlreichen Bruchstücken zusammengesetzt, die aus den Abschriften aus der Bibliothek Assurbanipals herrühren

lagen und Erde aufgeschüttet wird. Einen solchen stellt der Tierkreis über dem „Ozean" am Himmel, das Erdreich auf Erden dar; AO. III, 2/3[2] S. 27. Man vgl. die Entstehung der Tiberinsel in der römischen Legende.

und sich ausnahmslos im Britischen Museum zu London befinden. Es war der um die Anfänge der Erforschung der Londoner Sammlungen hoch verdiente G. Smith, der auf sie sowie auf die meisten Stücke der epischen und mythischen Dichtung der Babylonier die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Sie sind jüngst neu und soweit bis jetzt wieder aufgefunden, vollständig von dem Beamten des Britischen Museum L. W. King herausgegeben und erklärt worden.

Wir können aus einem Bruchstücke des sogenannten Gilgamesch-Epos feststellen, daß es im wesentlichen seine Gestalt bereits in der Zeit der „ersten Dynastie[1] von Babylon" erhalten hatte und können das gleiche ohne weiteres auch für das Schöpfungsepos annehmen. Die Entstehung muß also bereits wesentlich früher fallen — sie kann auch schon der Zeit „Sargons von Agade" angehören. Auf jeden Fall bringt sie die Vorstellung von Babylon als dem „Nabel", d. h. als Hauptstadt und Mittelpunkt der Welt, zum Ausdruck und setzt damit also eine entsprechende Bedeutung der Stadt Marduks in weltlicher wie geistiger Herrschaft voraus.

Es finden sich noch manche Lücken im Texte, welche das Verständnis des Zusammenhanges erschweren. Die Schöpfungslegende, welcher der für den Seleukidenkönig Antiochos III. schreibende Priester Berossus in seinem Werke über die Geschichte Babylons gefolgt ist, scheint mancherlei geboten zu haben, was in unseren sieben Tafeln nicht steht. Nach dem erhaltenen Auszuge zu urteilen, ist man geneigt zu vermuten, daß er einer weniger in epischen Einzelheiten und mehr nach der Form des Lehrgedichtes neigenden, wenn auch mythologisch gehaltenen Darstellung gefolgt sei. Es heißt in dem Auszug, der uns dann bei Eusebius erhalten ist:

„Er (Berossus) sagt, es habe eine Zeit gegeben, wo alles Finsternis und Wasser war und damals hätten wunderbar und eigentümlich geartete und aussehende Lebewesen existiert: Menschen mit zwei auch vier Flügeln und zwei Köpfen, mit einem Körper aber zwei Köpfen, einem männlichen und weiblichen und zweigeschlechtig, männlich und weiblich[2]. Ebenso andere Menschen, die einen mit Ziegenschenkeln und Hörnern[3], andere mit Pferdefüßen, wieder andere mit dem Hinterteile von Pferden und dem Vorderteile von Menschen, also centaurenartig anzusehen. Auch Stiere mit Menschenköpfen und Hunde mit vier Leibern, die hinten in einen Fischschwanz ausgingen und Pferde mit Hundeköpfen. Ferner Menschen und andere Tiere mit Köpfen und Leibern von Pferden und Fischschwänzen und andere Lebewesen

1) AO. VI, 1 S. 20.

2) Vgl. Platos Entstehung der Geschlechter durch Trennung doppelgeschlechtiger Wesen, die nach der Wiedervereinigung (Liebe) streben.

3) Vgl. die Pangestalten (Se'irim).

mit verschiedenartigen Tiergestalten. Außerdem auch Fische und Kriechtiere und Schlangen und andere wunderbare Lebewesen mit untereinander vertauschten Gestalten. Von diesen seien Abbildungen im Heiligtum Bels[1] vorhanden. Über sie alle habe ein Weib geherrscht mit Namen Omorka[2], was auf chaldäisch tamat heiße und „Meer" bedeute und den gleichen Zahlenwert habe wie Selene (Mond).

Als alles so beschaffen war, sei Bel gekommen und habe das Weib in der Mitte gespalten und aus ihrer einen Hälfte die Erde, aus der andern den Himmel gemacht, die in ihr lebenden Tiere aber beseitigt . . . . . .

Als aber Bel das Land unbewohnt und unfruchtbar sah, habe er einen der Götter befohlen, ihm den Kopf abzuschlagen, mit dem herausfließenden Blute die Erde zu mischen und Menschen und Tiere zu bilden, welche vermöchten die Luft zu ertragen. Bel habe aber auch die Gestirne, sowie Sonne, Mond und die fünf Planeten gebildet".

Eigentümlich ist diesem Berichte die Schilderung der Urwesen, welche in der noch nicht in Erde und Himmel geschiedenen Vorwelt, die einen chaotischen Charakter trägt, leben. Sie entsprechen den elf Ungeheuern, welche im Schöpfungsepos Tiamat als Hilfstruppen hat, aber sie werden dort nur namentlich aufgeführt und Berossus scheint ihrer mehr gekannt zu haben. Auch sind dort manche genannt (so Skorpionmenschen), die hier nicht erwähnt werden. Nach seiner Angabe folgt er den — als Wandgemälde zu deutenden — Darstellungen in Sagila, dem Marduktempel.

Im übrigen besteht kein Widerspruch zwischen den beiden Darstellungen, in der Hauptsache ist Berossus, was zu andern Angaben bei ihm stimmt, den gleichen oder den inhaltlich sehr ähnlichen Urkunden gefolgt, wie sie auch uns vorliegen.

Das Schöpfungsepos beginnt mit dem Uranfang der Dinge:

Als droben nicht bestand der Himmel,
drunten die Erde noch nicht war;
als Apsu und zugleich ihr mitwaltender Sohn,
Mummu (und) Tiamat, die Erzeugerin von ihnen allen,
ihre Wasser in eins vermischten;
als Rohrstand noch nicht vereint, Rohr noch nicht gewachsen,
als der Götter entsprossen noch keiner,
als sie noch nicht waren, ihre Tätigkeit noch nicht ausübten,
da entstanden die Götter inmitten . . . . . .
Luchmu und Lachamu gingen hervor . . . . . .
Groß werden die Zeiträume . . . . . .
Anschar und Kischar werden geschaffen außer ihrem . . . . . .
Lang dehnten sich die Zeiten, es . . . . . .
Anu, ihr Sohn, ...

1) Dem Marduktempel (Sagila, AO. V, 4 S. 19).
2) Verunstaltet aus ummu-chubur, worüber s. unten S. 26 Anm. 3.

15 Anschar Anu . . . . . .
16 und Anu? . . . . . .
17 Nudimmut (Ea), dessen Vater, zeugte . . . . . .
18 klug und verständig . . . . . .

Am Anfang besteht das Chaos, es sind in ihm noch vereint in eins die drei Gottheiten, welche durch Trennung dieses Urwesens entstehen: Apsu, der Vater, Tiamat, die Mutter, und Mummu, der Sohn. Die Namen der beiden Eltern bedeuten Ozean und Meer, sie sind in ihrer Vereinigung, vor der Trennung in besondere Wesen, das als Wasser vorzustellende Chaos. Beider Sohn ist Mummu.

Wir haben in griechischer Überlieferung (bei Damascius, de principiis) die Erklärung der mit diesem und den im folgenden genannten Göttergestalten oder kosmischen Begriffen verbundenen Vorstellungen erhalten. Die betreffende Angabe geht deutlich auf einen mit dem unsern gleichlautenden Text zurück:

„Die Babylonier nehmen nicht einen Ursprung aller Dinge, sondern zwei an: Taute und Apason, indem sie Apason zum Manne der Taute machen, diese aber Mutter der Götter nennen. Ihr einziger Sohn sei Moymis, den ich für das geistig vorstellbare Weltall halte, wie er aus den beiden Elementen entstanden ist. Ferner sei aus ihnen eine neue Generation entsprossen: Lache und Lachu und dann eine dritte Kissor und Assor. Von diesen dann drei Anu, Illil und Aos. Der Sohn von Aos und Dauke sei Bel gewesen, den sie als den Weltenbildner ansehen."

Mummu ist danach die mit Sinnen begreifbare Welt, welche aus dem mit menschlichen Sinnen nicht vorstellbaren Chaos entstanden ist. Um die damit verbundenen Spekulationen zu verstehen, muß man die Eigenart orientalischer Wissenschaft berücksichtigen, welche in einer uns als Spielerei anmutenden Weise Wortanklänge zur Bildung philosophischer Ausdrücke verwendet und tiefdurchdachte Probleme in eine uns als Wortspiel erscheinende Form gießt. Mummu ist die Welt, die zuerst vorstellbar ist, d. h. die einen Raum und eine Zeit hat, denn beides sind die Vorbedingungen menschlicher Vorstellung. Das Wort mummu bezeichnet im Babylonischen das Wissen, denn bei mummu ist der Ausdruck für das, was wir als eine Akademie oder Universität bezeichnen würden. Die Begriffsspielerei mit „Vorstellung" und „Verstand" liegt dabei etwa zu Tage. Im Arabischen ist das gewöhnliche Wort für „wissen" ʿalam. Davon ist eine Ableitung ʿâlam „die Welt", und im Hebräischen heißt ʿôlâm „die Ewigkeit". Mit andern Worten, vom Begriffe „wissen" sind die beiden Bezeichnungen abgeleitet, welche

die Urformen alles weltlichen Seins und aller menschlichen Vorstellung bilden: die erste räumliche und zeitliche Existenz. Das ist kein Zufall und solche Worte sind nicht aus dem naiven Volksbewußtsein heraus geboren, sondern sie sind aus der einheitlichen Lehre des Orients heraus, bewußt und „wissenschaftlich" geschaffen worden, wie die neueren wissenschaftlichen Ausdrücke. Wenn man sich dazu erinnert, daß das Evangelium Johannes an den Anfang alles Seins den Logos setzt (man erinnere sich an Göthes Faust!), so hat man die nötigen Ideenverbindungen, an denen man sich das Wesen der tiefgründigen Spekulation veranschaulichen kann, die hier der Wissende in eine Form gebracht hat, die etwa einen Katechismus babylonischer Weltlehre vorstellen soll. Wie es am Schlusse des Epos heißt:

Sie sollen begriffen werden, der Oberpontifex soll sie auslegen,
der weise Gelehrte soll sie im Zusammenhange überdenken,
es soll sie überliefern der Vater, sie den Sohn lehren,
dem Hirten und Hirtenknechte das Ohr öffnen[1].

Aus den drei ersten entstehen zwei weitere „Generationen" Lache und Lachos, Kissar und Assar. Diese sind Parallelerscheinungen zu denen der beiden folgenden „Welten" oder Entwicklungsstufen. Mit Tiamat-Apsu (oder Mummu, der an deren Stelle getreten) zusammen stellen sie eine Dreiheit und drei Reiche jener Urwelt dar, die natürlich in jener das sind, was die drei Reiche in der unsern: Wasser-, Erd- (Kishor und Anshor) und Luftreich (Luchmu und Lachamu).

Die nächste Dreiheit: Anu, Illil (En-lil) und Aos (Ea) führen auf bekanntes Gebiet, es sind Gestalten, die im Pantheon und Kulte Babyloniens Leben haben und aus dem Bereiche der philosophischen Spekulation in das Gebiet der allgemeinen Vorstellung überleiten. Sie stellen zunächst eine neue Welt dar, die sich aus jener Urwelt entwickelt hat, und zwar diejenige, welche die Vorstufe unserer eigenen bildet. Man denkt sie sich mit moderner Anschauung am besten als die Welt des Fixsternhimmels, welche wieder genau so eingeteilt ist wie unsere eigene Welt: das Wasserreich (Ea = Südhimmel), das Erdreich (Enlil-Illil = Tierkreis) und das Luftreich (Anu = Nordhimmel).

1) Ein oberster Lehrer, eine Art Papst, ist der berufene Wahrer und Ausleger alles Wissens. Die Lehrer („Professoren") erklären und überliefern diese Lehre. Der „Vater" als Vorsteher der Familie bringt das für Jedermann nötige — d. h. den „Katechismus" — seinen Angehörigen, den Kindern und dem „Gesinde" bei.

Jede der neuen Entwicklungen geht von unten aus, von dem Wasserreiche. Wie Mummu als Sohn von Apsu und Tiamat, so wird auch der „Schöpfer" der letzten, unserer Welt, d. h. eben unsere Welt aus dem Wasserreiche der Anu-Enlil-Ea-Welt geboren.

Diese besteht zunächst nur aus den drei Reichen, noch herrschen in ihr keine anderen Kräfte, kein Leben, kein „Zusammenleben", die Götter haben noch keinen festen Wohnsitz und keine „Behaglichkeit", niemand ist da, der ihnen dient und nichts „regelt" das, was ist, d. h. bestimmt Ort und Zeit. Alles das wird erst durch den Demiurg, den Weltbildner Marduk, den Sohn Eas, eingerichtet.

Die Welt, die dieser damit schafft, stellt die vierte Entwicklungsstufe dar; Apsu-Tiamat bilden die erste, Mummu mit den beiden andern die zweite, die Anu-Welt die dritte. Die Parallele der Weltzeitalter ist also genau gegeben.

Jede dieser Welten hat die nächste Entwicklungsstufe erreicht, indem sie einen Kreislauf zurücklegte, der sie in der Spirale höher führt. Jede neue Welt ist ein Universum (ein Kreislauf)! Damit vollzieht sie also im Großen, was die Wandelgestirne im Kleinen. Wie diese, besonders die Sonne, in ihrem Laufe durch den Tierkreis durch das Wasserreich hindurch müssen, um von dort zu neuem Leben, neu zu erstehen, so entsteht auch jede neue Welt als eine Neugeburt der alten aus dem betreffenden Wasserreiche. Das Eintauchen in diese ist ein Kampf mit ihr, der ihr feindlichen Macht, aus deren Besiegung und Tod sie neue Kraft gewinnt. Das den Mond und die sonstigen Gestirne bedrohende Ungeheuer ist ein „Drache". Darum erscheinen die Gottheiten der Wassertiefe, welche von der Gottheit der neuen Welt — oder des neuen Kreislaufes der Wandelgestirne — besiegt werden, als Drachen oder Schlangen, und zwar wenn wie Apsu und Tiamat bereits geschlechtlich getrennt, als männlich (Drache, der obere Teil der betreffenden Entwicklungsstufe) und weibliche (Schlange). Sie drohen der höheren Entwicklungsstufe, die auf ihrem Kreislaufe wieder in ihren Bereich kommt, ein Ende zu bereiten, sie „empören sich gegen die neuen Götter, ihre Kinder, die jetzt herrschen" und werden von deren jungen Sohne besiegt, der aus ihren Leichen eine neue Welt schafft. So besiegt die Wintersonne die Wassertiefe, um aus ihr zu neuem Siegeslaufe emporzusteigen, so besiegt der neue Mond die schwarze Macht, welche den alten „getötet" hatte, indem er mit seiner Sichel deren Leib spaltet und ebenfalls zu seinem Laufe emporsteigt, um

dasselbe Schicksal zu haben wie sein Vorgänger: stets erwächst ein neues Leben aus dem Tode des alten.

Nach dem Entstehen der dritten Welt schilderte das Epos, das hier verstümmelt ist, wie die Gottheiten des Urchaos die Verdrängung aus der Herrschaft bitter empfinden und diese wieder zu beseitigen planen.

Apsu ruft seinen Sohn[1]:

„komm, hin zu Tiamat wollen wir gehen.
Sie gingen, vor Tiamat blieben sie stehen.
Sie berieten betreffs der Götter ihrer Kinder.
Apsu begann und redete,
zur reinen heiligen Tiamat sprach er:
„Es [plagt mich] ihr Verhalten gegen mich,
bei Tage habe ich keine Ruhe, bei Nacht kann ich nicht schlafen.
Ich will sie vernichten, will sie zersprengen,
Wehklagen soll entstehen, damit wir Ruhe haben.

Tiamat geht auf seine Pläne ein und Mummu gibt klugen Rat, wie man es anzufangen habe, um Zwietracht zwischen den Göttern der höheren Welt zu säen. Gerührt küßt Apsu seinen talentvollen Sprößling. Wie der Rat ausgeführt wird, ist wegen des lückenhaften Textes nicht klar[2]. Ea, der Herr der Tiefe und Weisheit, — der ja den rebellischen Mächten am nächsten steht und wesensverwandt ist, bemerkt das Geschehene und scheint zunächst mit Anu zu beraten und diesem zu erzählen, was geschehen ist:

. . . . . Götter [unsere?] Erzeuger
haben sich gewaffnet, an der Seite von Tiamat ziehen sie zum Kampfe,
wüten, schmieden Pläne, ruhen nicht bei Tag und Nacht,
erheben Kampf, toben in Kampfbegier,
scharen sich zusammen, rüsten sich zum Kampf.
Die Mutter Chubur[3], die alles schuf,
hat ihnen gegeben unwiderstehliche Waffen, geboren Riesenschlangen.
Spitz sind sie an Zähnen, scharf an Klauen,
mit Gift wie mit Blut hat sie ihren Leib gefüllt.
Wütende Ungeheuer hat sie mit Furchtbarkeit bekleidet,
mit Schrecken versah sie sie, macht sie Göttern gleich.
Wer sie sieht, muß nieder- fallend sich hinwerfen (?),

1) Sein sukallu wird Mummu hier genannt, das ist die dem Vater gleichartige Emanation, in der dieser in der neuen Welt weiterwirkt, und der zugleich als sein Bote gilt, der vom Vater gesandt wird, um seinen Willen zu vollziehen. So Marduk von Ea, vom Monde die neue Mondsichel Nusku usw.

2) Apsu und Mummu sind im Folgenden „gefangen" von Tiamat. Vielleicht gehörte das zu dem Plane, der die Götter irre führen sollte.

3) d. i. Tiamat, ummu chubur = Omorka bei Berossus.

ihr Leib soll aufrecht schreiten (?), nicht soll sich senken ihre Brust[1].
Sie stellte hin den baschmu, die wütende Schlange, und den lachamu,
den Riesen-umu, die wütenden Hunde und den Skorpionmenschen,
die hetzenden umu, den Fischmenschen und den Widder,
die schonungslose Waffen trugen, den Kampf nicht fürchten,
wuchtig im Angriff, unwiderstehlich.
Insgesamt elf machte sie so.
Unter den Göttern, ihrem[2] Erstgeborenen, welche sie gemacht [zu ihrem Heere?],
hat sie erhöht Kingu, unter ihnen ihn zum Herrn gemacht,
als Führer der Truppe, als Leiter der Schar,
zu ergreifen die Waffen, auszuziehen zum Kampfe.
Des Streites Oberleitung vertraute sie ihm an, setzte ihn hin im Herrscherkleide (?).
„Ausgerufen habe ich dich, in der Schar der Götter dich zum Herrn gemacht,
die Herrschaft über alle Götter dir übertragen.
Du sollst der Herr sein, du mein einziger Gatte.
Preisen soll man deinen Namen über alle (Götter)."
Sie gab ihm die Schicksalstafeln[3], heftete sie an seine Brust:
„Du, dein Geheiß werde nicht umgestoßen, feststehen soll dein Befehl."
Als nun Kingu erhöht war, die Obergottheit empfangen hatte,
bestimmten sie die Lose (Rollen) unter den Göttern, ihren Kindern[4].

Tiamat hat neue, ihrem Wesen als Drache oder Schlange verwandte Ungeheuer „geboren" und will mit diesen die Welt erobern und beherrschen. Den „Erstgeborenen" davon, Kingu — ist er ein Zwölfter oder der an erster Stelle genannte baschmu? — zum „obersten Gott" und Gemahl erkoren. Er soll also das sein, was Anu in der von ihr bekämpften Welt ist. In den Einzelheiten tritt wieder die Beobachtung des Parallelismus der Göttererscheinungen, d. h. der Weltteile hervor. Tiamat hatte die übrigen Götter — Welten — mit ihrem „Erstgeborenen" Mummu gezeugt, jetzt erwählt sie wieder den „Erstgeborenen" zum Gatten. Es ist ein häufig im Mythus wiederkehrendes Motiv, das des Inceste der Mutter mit dem Erstgeborenen (meist von Zwölf). Die elf Ungeheuer sollen natürlich vor allem Gestalten darstellen, wie sie die „Wassertiefe" des Himmels zeigt, also der Südhimmel, aber dabei ist die Parallele zu den Tierkreisbildern deutlich feststellbar. Denn von diesen

1) Auf allen Vieren gehen.

2) Ein Text hat das Femininum, ein anderer den Plural; das erste ist wohl das richtige: Kingu ist der Erstgeborene der Elf.

3) Des Hohenpriesters, durch welchen die „Geschicke" der Welt bestimmt werden, das Abzeichen der Herrschaft; Urim und Tummim.

4) Die übrigen erhalten jeder seinen Wirkungskreis.

werden auch meist elf aufgeführt, da eins ja stets von der Sonne bedeckt ist (diesem müßte — vgl. oben — vielleicht Kingu entsprechen). Es entsprechen sich:

baschmu — Stier,
wütende Schlange[1] — Zwillinge,
lachamu — Krebs,
Riesen-umu[2] — Löwe,
wütende Hunde[3] — Jungfrau, Wage,
Skorpionmensch — Skorpion,
hetzende umus[4] — Schütze, Steinbock,
Fischmensch — Fische,
Widder — Widder.

Die Einzelheiten der Symbolik und Entsprechung sind noch nicht überall klar, das Zusammentreffen in einzelnen Punkten ist dagegen auffällig. In der Hauptsache wird der gleichzeitige Auf- und Untergang der Bilder des Südhimmels den Grund für die „Entsprechung" abgeben.

Die Darstellungsweise der babylonischen Epen läßt nicht immer die Zusammenhänge klar erkennen. Sie setzt die allgemeine Kenntnis des Stoffes voraus und behandelt wichtige Übergänge kurz, Einzelheiten dafür umso breiter. Das bisherige bildet den Inhalt der ersten Tafel. Zu Beginn der zweiten scheint Tiamat wirklich Apsu mit Hilfe ihrer neuen Helfer beseitigt zu haben, denn dieser verrät jetzt Ea den wahren Zusammenhang der Dinge:

[Es vernahm] Ea diese Dinge,
er war [schwer betrübt], saß in Trübsal.
[Die Tage ver]gingen, da legte sich seine Unruhe,
[hin zu] Anschar, seinem Vater, ging er [des Weges].

Er erzählt nun diesem in epischer Breite mit genau denselben Worten, wie es in der ersten Tafel berichtet worden ist, den Hergang und das Treiben der Tiamat. Anschar fordert ihn auf, die Empörer zu bekämpfen und niederzuwerfen und Ea macht sich auf den Weg. Beim Anblick der furchtbaren Gestalten aber macht er kehrt. Darauf ergeht die gleiche Aufforderung an Anu:

„Anschar zu seinem Sohne sprach das Wort:
. . . . . du starker Kämpfer,
dessen Kräfte groß, dessen Angriff unwiderstehlich.

---

1) Nach Zwillingsrechnung würde dieses der „Erstgeborene", also Kingu, sein. Kingu als „Gatte" der Tiamat, ist der „Drache" am Nordhimmel, also die Schlange. Die Zwillinge sind das Zeichen des Mondes, über das Verhältnis des Drachen zum Monde s. oben S. 14! Kingu ist das sumerische Wort für „Land"; Sin, der Mondgott, ist der „Begründer" der Länder und Städte.

2) Offenbar der „Riese" Orion.

3) Zwei Bilder: der große und kleine Hund (Sirius).

4) Ebenfalls zwei!

Gehe, vor Tiamat tritt hin,
daß ihr Geist [sich beruhige], ihr Herz [sich besänftige].
Wenn sie aber nicht hört auf dein Wort,
sprich zu ihr unsern Befehl, daß sie sich beruhige.
Er vernahm das Wort seines Vaters Anschar,
machte sich auf den Weg zu ihr, ging den Pfad zu ihr.
Es [kam heran] Anu, trat in die Nähe (?) von Tiamat,
nicht ertrug er ihre Gegenwart, kehrte um."

Jetzt erbietet sich Marduk, der junge Sohn Eas, den Kampf zu wagen und die Empörer niederzuwerfen. Freudig wird sein Anerbieten angenommen, aber er bedingt sich aus:

„wenn ich aber als euer Helfer
bändige Tiamat, euch errette,
dann beruft eine Versammlung, von neuem bestimmt das Schicksal[1].
Im Upschukinna[2] zusammen sitzt freundlich,
mit meinem Worte statt eurer will ich (dann) die Geschicke bestimmen[3].
Nicht soll geändert werden was ich schaffte,
nicht soll rückgängig werden, nicht hinfällig der Befehl meiner Lippe."

In der dritten Tafel läßt Anschar durch seinen „Boten" alle Götter zu einer großen Versammlung mit fester Tagesordnung einberufen:

die Götter allesamt
sollen sich unterhalten, im Gastmahl sich sättigen,
Brot sollen sie essen, Wein mischen (?),
Marduk, ihren Helfer, sollen sie (zum Herrn) bestimmen.

Der Hergang solcher Versammlungen ist also immer der gleiche, genau wie bei den alten Germanen: erst wird gegessen und getrunken, auch Unterhaltung gepflogen, dann wird der Gegenstand der Tagesordnung erledigt.

Zum dritten Male wird nun mit dem gleichen wiederholt, was Tiamat getan, indem Anschar seinem „Boten" die Kunde an die Götter wörtlich aufträgt. Das nimmt den größten Teil der dritten Tafel in Anspruch. Als die übrigen Götter die Kunde vernehmen, jammern sie über das Treiben der Tiamat und beeilen sich dann der Aufforderung zur Einladung nach dem Versammlungssaale Upschukinna Folge zu leisten:

„Die großen Götter alle, welche die Welt lenken,
traten ein, hin vor Anschar, füllten [den Saal],
küßten einander, [standen] zusammen,
unterhielten sich, setzten sich zum Mahle.

1) Eine neue Weltordnung.
2) Dem Versammlungsgemache der Götter im Himmel.
3) Die Weltordnung regieren.

Sie aßen Brot, mischten (?) Wein.
Der süße Trank berauschte ihren [Sinn],
beim Trinken des Getränkes wurden sie voll im Leibe,
sie wurden ganz trunken, ihr Herz ging hoch;
Marduk, ihrem Helfer, übertrugen sie die Weltleitung."

Die Schilderung ist die eines regelrechten Festmahles: man kommt zusammen, begrüßt den Wirt, dann sich untereinander, steht herum, unterhält sich, setzt sich zur Tafel; es wird gegessen und getrunken bis alles voll ist und damit ist die Stimmung erzeugt, in der alles beschlossen wird, was der kluge Einberufer vorgeschlagen hat. Es ziemt sich nicht, an den Vorschlägen des berufenen „Lenkers der Geschicke" Kritik zu üben. Der Familienvater ist der Einsichtsvollste der Familie und unter dem patriarchalischen Regiment gibt es keine Meinung der Jüngeren.

Der vierte Gesang schildert des neu erhobenen Götterkönigs und obersten Lenkers der Welt Regierungsantritt:

„Sie setzten ihn auf die Fürstentribüne,
vor seinen Vätern als Herrscher setzte er sich[1]:
„„Du bist der Geehrte unter den großen Göttern,
deine Stellung ist ohnegleichen, dein Gebot ist Anu[2].""

Das wird noch weiter ausgeführt und darauf eine merkwürdige Probe seiner Herrschergewalt angestellt:

„Sie stellten hin in ihren Kreis ein Kleid,
zu Marduk, ihrem Erstgeborenen, sprachen sie:
„„Deine Stellung, o Herr, soll sein vor der der Götter.
Wenn du zu vernichten und zu schaffen befiehlst, soll es geschehen.
Dein Befehl soll vernichten das Kleid,
befiehlst du: „werde wieder", sei unversehrt das Kleid.""
Er befahl mit seinem Munde — verschwunden war das Kleid,
er befahl ihm wieder — das Kleid war da."

Was die Bedeutung dieses Kleides und der ganzen Probe ist, ist nicht klar, ähnliche Mythen oder Sagen zur Vergleichung heranzuziehen, würde zu weit führen. An der Probe ersehen die Götter, daß ihr neuerwählter König fähig ist, die Herrschaft auszuüben, sie huldigen ihm nun als König und übergeben ihm die Königsinsignien: Szepter, Thron und palu (Ring?), sowie die „unwiderstehliche Waffe, welche die Feinde zerschmettert". Und hierauf, „nachdem ihm die Stellung als „Herr" (Bel) der Götter zugesprochen, ließen sie ihn einen Pfad des Heils und Glücks gehen" (d. h. wünschten ihm Glück auf den Weg).

1) Während sie stehen — als Hofstaat.
2) d. h. das des obersten Gottes, vgl. S. 15.

Marduk rüstet sich nun zum Kampfe, um die ihm übertragene Herrschaft gegen die Rebellen zu verteidigen.

„Er machte einen Bogen, bestimmte ihn zur Waffe,
lud auf eine Lanze, bestimmte sie zur Wurfwaffe (?),
nahm ein mittu, ließ es seine Rechte ergreifen.
Bogen und Köcher hängte er an seine Seite,
stellte einen Blitz vor sich hin,
mit flammendem Feuerbrand füllte er dessen Leib.
Er machte ein Netz[1], einzuschließen darinnen Tiamat,
an allen vier Windrichtungen stellte er es auf, sodaß nichts heraus-
Im Süden, Norden, Osten, Westen [konnte.
brachte er an ihre Seite das Netz, das Geschenk seines Vaters Anu.
Er schuf einen bösen Wind, Sturmwind, verheerenden Wettersturm,
Vierwind, Siebenwind, Wirbelwind, unwiderstehlichen Wind,
Er ließ los die Winde, die er geschaffen, alle sieben,
um darinnen[2] zu beunruhigen Tiamat, anzustürmen hinter ihm her.

Damit ausgerüstet besteigt er „den Streitwagen", „spannte davor das Viergespann" und fährt zum Kampfe, indem er noch die Worte der Beschwörung murmelt, die den Zauber des Feindes bannen und ihm selbst Sieg verleihen, auch das „Kraut der Beschwörung in der Hand" hält. Zunächst geht er auf Kingu los, aber die männliche Hälfte der feindlichen Macht ist auch beim Kampfe nicht die tatkräftige. Kingu nimmt Reißaus und die elf Helfer sind ebensowenig kampfbereit wie ihr Führer. Nur Tiamat hat Mut und bestätigt ihn vor allem in Worten der „Widersetzlichkeit". Marduk erwidert ihr, indem er ihr ihre Sünden vorhält, es findet also zwischen beiden vor dem Kampfe mit den Waffen das auch bei den homerischen Helden übliche Rededuell statt. Dann schreiten beide zum Kampfe:

„Es näherten sich Tiamat und der Beauftragte der Götter, Marduk,
zum Kampfe gingen sie los, rückten nahe zur Schlacht.
Da breitete aus der Herr sein Netz, umschloß sie,
den Sturmwind, der hinter ihm her weht, ließ er gegen sie los.
Als Tiamat ihren Mund öffnete, um ihn zu verschlingen,
ließ er den Sturmwind hinein, sodaß sie ihre Lippen nicht schließen [konnte.
Die starken Winde füllten ihren Leib,
es schwoll an (?) ihr Inneres, ihr Rachen stand auf.
Er stieß mit der Lanze, zerriß ihren Leib,
zerschnitt ihr Inneres, zerfetzte ihre Eingeweide;
er bändigte sie, vernichtete ihr Leben,
ihren Leichnam warf er hin, trat auf sie.

Jetzt läuft ihr Heer auseinander und die elf „Helfer" wenden sich zur Flucht, werden aber von dem sie umschließenden Netze fest-

1) Ein Jagdnetz. 2) Im Netze.

gehalten und von Marduk gefesselt. Das gleiche Schicksal trifft Kingu:

„er fesselte ihn und samt . . . . . warf er ihn [ins Gefängnis].
Er nahm ihm die Schicksalstafeln, die ihm nicht zukamen,
siegelte sie mit einem Siegel und nahm sie an seine Brust."

Hierauf wendet er sich zum Leichnam der Tiamat, den er in zwei Teile spaltet, um daraus die neue Welt zu formen:

„Es trat der Herr auf den Leib der Tiamat,
mit seiner durchdringenden Waffe spaltete er den Schädel,
durchschnitt die Adern (?) ihres Blutes,
ließ es den Nordwind ins Verborgene tragen.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
den Rumpf teilte er, indem er (neue) Pläne (Ideen) ersann:
er zerschlug sie wie einen maschdû-Fisch in zwei Teile[1],
ihre Hälfte stellte er auf, machte sie zum Himmelsdach.
Er zog eine Schranke davor, stellte Wächter auf,
ihre Wasser nicht herauszulassen bestellte er sie.
Den Himmel wie (?) die untere Welt gründete er,
stellte ihn gegenüber dem Urwasser[2], der Wohnung Eas.
Dann maß der Herr die Gestalt des Urwassers
und als Palast nach seinem Muster errichtete er E-scharra[3],
den Palast E-scharra, den er als Himmel baute.
Anu, Bel und Ea ließ er ihre Wohnstätten einnehmen[4].

Die fünfte Tafel enthielt die weitere Beschreibung der Einrichtung der neuen Welt, vor allem des Sternhimmels in seinen Einzelheiten, denn zunächst sind nur die drei großen Reiche von Anu, Bel und Ea unterschieden, die aber noch im einzelnen ausgestattet werden müssen. Von dieser wie von den folgenden Tafeln sind aber nur verhältnismäßig kleinere Teile erhalten:

„Er schuf die Standörter für die großen Götter,
Gestirne, ihnen gleich, die Tierkreisbilder setzte er ein.
Er bestimmte das Jahr, bezeichnete die Grenzen;
zwölf Monate als Gestirne, in drei Abteilungen setzte er ein,
nach den Tagen des Jahres grenzte er ab Abschnitte."

Der Himmel wird in zwölf Abschnitte für die Monate geteilt, deren je vier zusammengefaßt werden und eine Jahreszeit bilden (nicht vier wie bei uns, sondern drei wie bei den Griechen), entsprechend der Dreiheit der „großen Götter" (Anu, Bel, Ea, oder Mond, Sonne, Venus). Jeder Monat enthält sein Tierkreisbild,

1) Vgl. Berossus. 2) apsu.
3) E-scharra = der Himmel der Fixsternwelt, der also nach dem Muster der (ersten) Urwelt, also als ihr Abbild eingerichtet wird.
4) Die drei Gottheiten des Fixsternhimmels erhalten jede ihr Reich.

jeder Tag seinen Abschnitt. Man vergleiche die Worte der Bibel über den Zweck der Gestirne: „zu bestimmen Vorzeichen, Zeiten und Jahre".

„Er errichtete den Standort des Nibiru, um zu kennzeichnen ihren
Damit keiner fehlgehe, keiner irre, [Knoten.
setzte er fest den Standort des Bel und Ea außer ihm."

Der Nibiru ist der Höhepunkt: im Weltall ist das der Nordpol, in der Ekliptik der Sommerwendepunkt. Dieser gehört naturgemäß Anu als „obersten Gott". Er ist der Knoten, in dem alles zusammenläuft, wie er der Schnittpunkt des Gradnetzes ist. Eine Bezeichnung scheint „Nabel" gewesen zu sein (das Band oder der Knotenpunkt, der das neue Leben mit dem alten verknüpft), die Griechen und Araber sprachen vom „Nabel der Erde", als dem dem Anupunkte entsprechenden der Erde. Jedes Nationalheiligtum beansprucht das zu sein. So Delphi, so Jerusalem, im Islam Baghdad. Neben diesem wird der feste Punkt der beiden anderen großen Gottheiten festgesetzt: für Bel auf dem Tierkreise, für Ea in seinem Himmel.

„Den Mond ließ er aufleuchten, damit er die Nacht erleuchte,
er bestimmte ihn als Nachtkörper, um die Tage zu bezeichnen:
„„monatsweise, unaufhörlich, aus der (dunklen) Mondscheibe[1] komm heraus,
am Beginn des Monats, aufleuchten im Lande,
strahle mit den Hörnern, zu bestimmen sechs Tage;
am siebenten Tage hälfte die Scheibe,
am 14. sollst du erreichen die Hälfte (des Laufes) allmonatlich[2].
Wenn Schamasch am Grunde des Himmels[3] dich [sieht],
. . . . . , leuchte hinter ihm.
Am 21. dem Wege der Sonne nähere dich[4].""

Von hier an ist der Text verstümmelt, es wird von der Einsetzung der übrigen großen Gestirne, also Sonne und Venus und dann der Planeten die Rede gewesen sein. Vom Ende der Tafel sind einige Zeilen erhalten, welche davon sprechen, daß der Bogen, den Marduk im Kampfe geführt, unter die Sterne oder an den Himmel versetzt werde. Das gleiche wird man auch von anderen

1) Der neue Mond löst sich scheinbar von der verdunkelten Scheibe (dem gestorbenen alten Monde) los.

2) Vollmond. 3) Die Sonne beim Untergange.

4) Bis zum Vollmonde entfernt sich der Mond von der Sonne, von da an nähert er sich ihr, bis er in ihrem Lichte verschwindet (Neumond), steht dem zur gleichen Zeit aufgehenden Vollmonde gegenüber, beide „sehen" sich voll ins Gesicht.

Waffen anzunehmen haben. „Bogenstern" und „Lanzenstern" sind die Namen des großen und kleinen Sirius.

Von der sechsten Tafel ist noch weniger erhalten. Es scheint von der Erschaffung des Menschen die Rede gewesen zu sein, was in der Weise, wie es bei Berossus geschieht, begründet gewesen zu sein scheint: die Erde war den Göttern zu leer und öde:

„Als Marduk das Wort der Götter vernahm,
war er bereitwillig, ersann Kunstvolles.
Sprechend zu Ea redete er,
was er bei sich erdacht, gab er ihm kund:
[Mein] Blut will ich nehmen, Bein will ich bilden,
ich will hinstellen den Menschen, der Mensch soll . . . . . .
Ich will machen den Menschen, welcher wohnt . . . . . ."

Der Rest der Tafel ist noch nicht aufgefunden, von der siebenten und letzten ist etwas mehr erhalten. Sie enthielt eine Aufzählung von Marduks „Namen" oder „Eigenschaften", welche ihm von den Göttern als Weltherrn beigelegt wurden. Darin tritt die Grundidee der babylonischen Gottvorstellung deutlich zutage: je nach der Stellung, die ein Gestirn einnimmt, nach der Wirksamkeit, die eine Gottheit ausübt, führen sie einen andern Namen und erscheinen damit als andre Persönlichkeit. So steht hinter der Vielheit der Göttererscheinungen doch der Gottheitsbegriff. Marduk ist der Gott der Götter, aber er hat viele Offenbarungsformen oder Wirksamkeiten. So werden ihm hier deren fünfzig beigelegt, für jede Woche des Jahres (Mondjahr von 350×4 Tagen) eine andre. Die letzten sind:

„Nibiru sei sein Name der in der Mitte steht,
der Sterne, des Himmels Pfade soll er festhalten[1] (bewachen),
wie Schafe weiden die Götter alle,
gefesselt halten Tiamat, im Gewahrsam sie einsperren und festhalten,
— — — — — — — — — — — — — — —
Weil er die Erde machte und die Feste[2] geschaffen,
hat „Herr der Länder" seinen Namen genannt Vater Bel[3].
Die Namen, womit die Götter ihn nannten alle,
hörte Ea, freute sich:
„„Der dem seine Väter ruhmvoll machten die Namen,
er wie ich, Ea sei sein Name.
Den Knoten meiner Linien[4] soll er tragen.""
Mit dem Namen „Fünfzig", die großen Götter
nannten sie seine fünfzig Namen, machten groß sein Wirken."

1) Als Nordpol. 2) Tierkreis.
3) Der ursprünglich Herr der Länder (der Tierkreis) ist.
4) d. h. er soll am Punkte sitzen, wo alle die Linien zusammenlaufen,

Ea ist der Ausgangspunkt jeder Entwicklung, Marduk ist der Sohn, die neue Daseinsform Ea's, wie der neue Mond eine solche des alten. Im Kreislauf kehrt er zu ihm zurück und hat dann fünfzig Daseinsformen durchgemacht. Ea ist — wie dann Marduk — das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende jeder Entwicklung, der Schluß- und Anfangspunkt des Kreislaufs. Das Schriftzeichen für den Gott Ea ist das Zahlenzeichen für Eins, welches zugleich das der höheren Einheit des babylonischen Sexagesimalsystemes ist, der 60.

Der Weltenkampf, der hier geschildert wird, hat seine Muster vom Jahreskampfe der Sonne entnommen. Diese führt im Winter den Kampf mit der Wassertiefe, deren Namen Tiamat trägt, und besiegt sie im Frühjahr. Das Gegenstück dazu wäre der Kampf mit dem Feuer, der Durchgang durch das Feuerreich, das am entgegengesetzten Punkte der Welt liegt, dort, wo die feurigen Schwärme der Sternschnuppen, welche jetzt, im August, in der Zeit des Zwillings- und Stierzeitalters, um die Sonnenwende, fielen, das „Herabfallen" des himmlischen Feuers zeigen. Berossus sagt, daß die Welt einmal im Wasser untergegangen sei und daß ihr nächster Untergang im Feuer stattfinden werde. Das sind Entwicklungsperioden der fertigen Welt, der von Marduk eingerichteten, die aber wieder sich als Parallelerscheinungen zeigen. Die Sintflut ist diese Zerstörung oder Verheerung unsrer Welt durch das Wasser, die der Bedrohung des alten Weltalls durch Tiamat entspricht. Auch aus ihr geht sie zu neuem Leben hervor, um dem Feuerbrand entgegenzutreten. Dieser spielt in den Mythologien ebenfalls seine Rolle, das germanische Ragnarök ist der Weltenbrand, der am Gegenpunkte der Sintflut stattfindet.

Dem Kampfe mit Tiamat müßte als Kampf der werdenden Welt auch ein Kampf mit dem Feuerdrachen, also mit Kingu, entsprechen. Die Fälle, wo dieser in der Mythologie und im Epos ausgeführt worden ist, wird jeder unschwer wiederkennen.

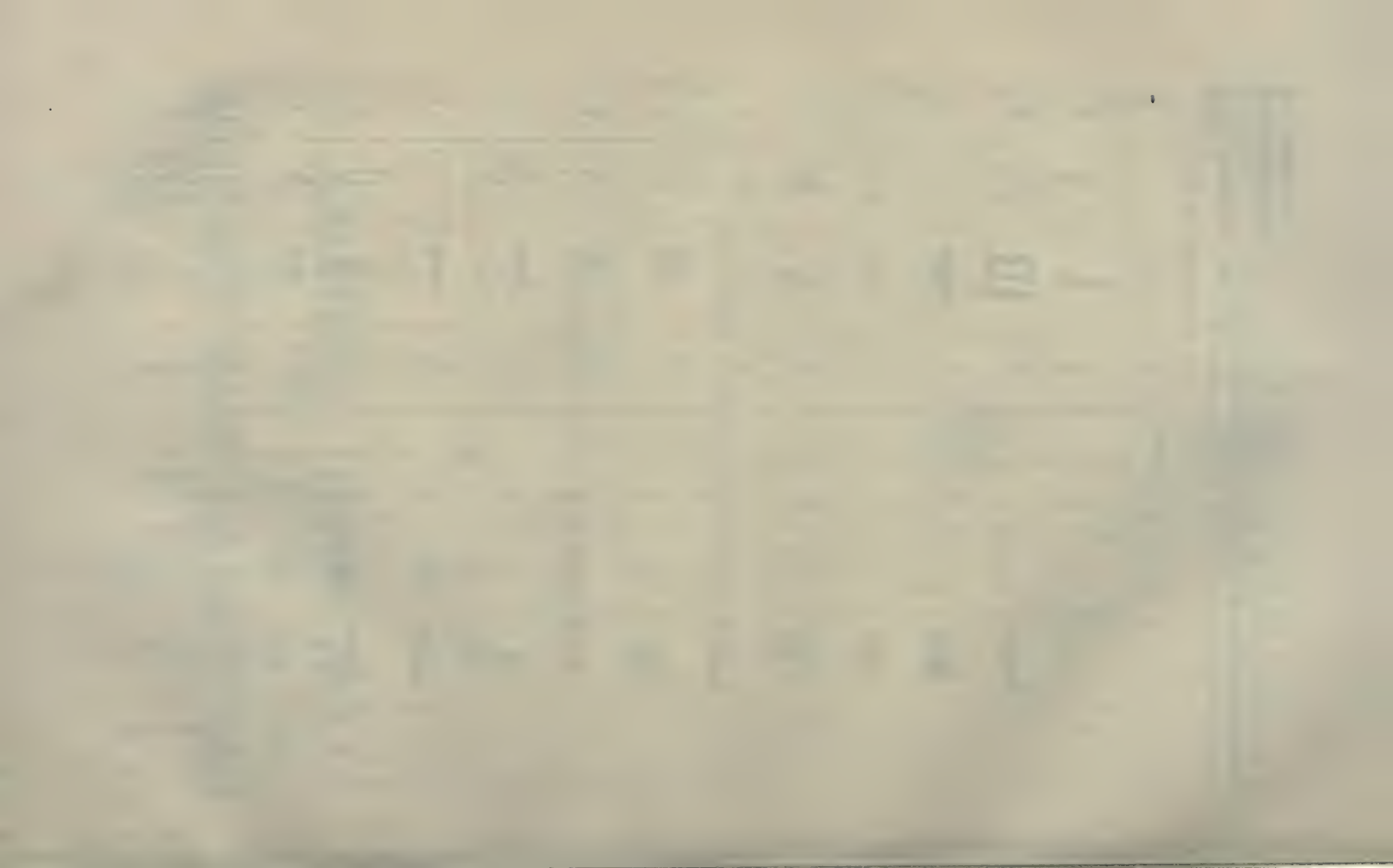
Denselben Kampf führen alle Wandelgestirne, vor allem der Mond, auf. Der Mythus vom Frühjahrsmond, der von den „bösen Sieben" bedroht wird, ist uns ebenfalls babylonisch erhalten[1].

---

welche das Reich Eas abgrenzen und einteilen; man denke an das Bild des Poles, in dem sich die Linien des Gradnetzes schneiden. Abstrakt ausgedrückt: er soll alle meine Befugnisse ausüben.

1) AO. III, 2/3[2] S. 65.

Die „bösen Sieben" sind die Plejaden, derjenige Teil des Stiers, welcher der Sonne „entspricht" (S. 12). Deshalb haben diese Schamasch, den Sonnengott, als Bundesgenossen in dem Kampfe gegen den obersten der drei Regenten des Himmelsdammes. Auch in diesem Kampf mit der Sieben oder der Unterweltsmacht — die auch als Drache oder Schlange mit sieben Köpfen erscheinen könnte! — ist Marduk der Helfer. Als Frühjahrsgott ist er die wiederaufsteigende Sonne, wie er der sich wieder aus der dunkeln Mondscheibe loslösende Mond ist. Dieser erscheint als Sichel, und mit dem Sichelschwerte wird der Drachenkämpfer meist im Kampfe mit dem Ungeheuer dargestellt: die Sichel hat den Leib der finstern Macht gespalten, sie hebt sich von der dunkeln Mondscheibe ab.



Lautwert	Hieroglyphen (Monumentalschrift)	Hieratisch (Schreibschrift)	Demotisch (Schreibschrift)
ꜣ			
ꜥ			
c			
w			
b			
p			
f			
m			
n			
r			
h			
ḥ			

Lautwert	Hieroglyphen (Monumentalschrift)	Hieratisch (Schreibschrift)	Demotisch (Schreibschrift)
ḫ			
ẖ			
s			
ś			
š			
ḳ			
k			
g			
t			
ṯ			
d			
ḏ			

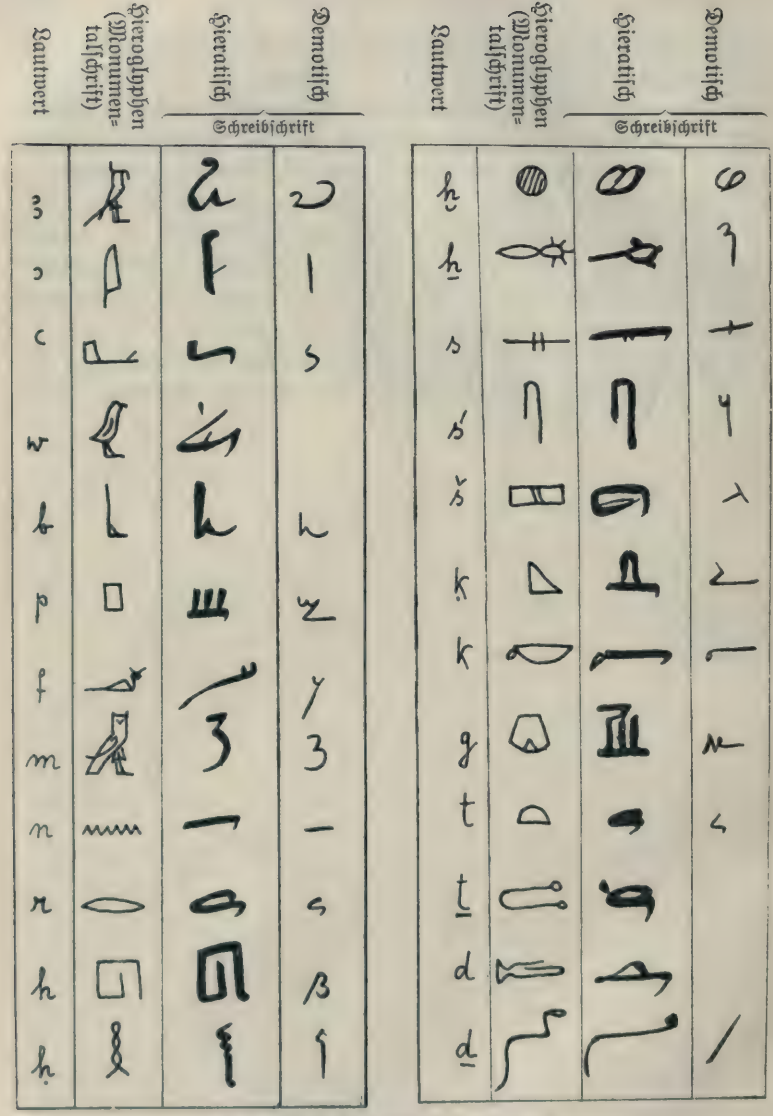


Abb. 1. Das ägyptische Alphabet.

Unter den Lautwerten sind:

ꜣ, ꜥ = Hauchlaut oder *j*	*ḫ* = hartes *ch* (wie in „ach")	*ḳ* = hinterer Gaumenlaut
ꜥ = Quetschlaut	*ẖ* = andere Art des *ch*	*k* = vorderer Gaumenlaut
ḥ = hartes *h*	*s* u. *ś* = versch. *S*-Laute	*ṯ* = etwa englisches *th*
	š = *sch*	*ḏ* = *dsch*

Die Schrift und Sprache der alten Ägypter

Von

Wilhelm Spiegelberg
a. o. Professor an der Universität Straßburg

Mit 3 Abbildungen und mehreren Schriftproben

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

8. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also z. B.: AO. V, 2 S. 15 bez. AO. V, 2^2 S. 15.

Die folgende Darstellung will einen weiteren Kreis mit dem Wesen und der Geschichte der ägyptischen Schrift und Sprache bekannt machen. Dabei ist besonderes Gewicht darauf gelegt, zu schildern, wie wir uns die allmählige Entstehung des ägyptischen Alphabetes vorzustellen haben, dagegen ist die Geschichte der Entzifferung mehr in den Hintergrund gestellt, da jeder Leser, den sie besonders interessiert, heute darüber in dem vortrefflichen Buch von H. Hartleben über Champollion die beste Auskunft findet. Mit Rücksicht auf den populären Charakter dieser Skizze ist außer dem Namen des unsterblichen Entzifferers der ägyptischen Schrift kaum einer genannt, obwohl diese Arbeit in vieler Hinsicht die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Epoche der Ägyptologie zusammenfaßt, die sich für die Schrift und Sprache an den Namen Adolf Erman knüpft. Neben ihm seien aber an dieser Stelle noch Chabas und Goodwin genannt als die entscheidenden Förderer der Entzifferung der sogenannten hieratischen und Heinrich Brugsch als eigentlicher Entzifferer der demotischen Schrift, obwohl auch hier Champollion die großen Linien gezogen hat. Um die bessere Erkenntnis des Wesens und der Entwicklung der Monumentalschrift (Hieroglyphen) hat sich F. Ll. Griffith besonders verdient gemacht. Die koptische Sprache verdankt ihre wissenschaftliche Darstellung den methodischen Arbeiten von Ludwig Stern und Georg Steindorff, für die Beurteilung der gesamten ägyptischen Sprachphysiognomie ist Kurt Sethes großes Werk über das ägyptische Verbum epochemachend geworden.

Wer sich heute ohne Anleitung eine Kenntnis der ägyptischen Sprache verschaffen will, sei auf Ermans Ägyptische Grammatik und Steindorffs Koptische Grammatik verwiesen, die in ihren Literaturübersichten die besten Ratschläge für das weitere Studium enthalten.

Die Schrift der Ägypter hat nicht anders begonnen als die aller anderen Völker. Ganz wie Kinder haben wohl alle Völker in ihrer Kindheit zeichnend geschrieben, sie haben die Gedanken, die sie schriftlich äußern wollten, in Bildern auszudrücken versucht. Diese ersten tastenden Versuche, über welche manche Völker, wie z. B. die Indianer nie hinausgekommen sind, gehören der prähistorischen Zeit an. Aus dieser ersten Epoche der ägyptischen Geschichte liegen uns jetzt zahlreiche Denkmäler vor, aber sie haben uns bislang die Anfänge der Schrift nicht vor Augen geführt. Wo uns in

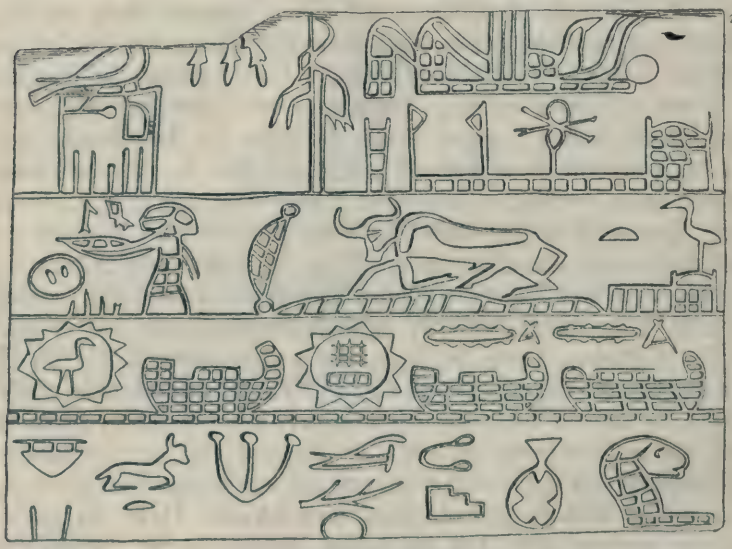


Abb. 2. Elfenbeintäfelchen aus der Zeit des Menes [um 3400 v. Chr.] mit Hieroglyphen ältester Form.

Ägypten die Schrift zuerst begegnet — in der Mitte des 4. Jahrtausends — ist sie bereits aus dem Stadium der Bilderschrift herausgetreten und hat den entscheidenden Schritt zur Lautschrift getan, das System der ägyptischen Schrift ist schon in allen wesentlichen Stücken fertig. Man schreibt freilich in den ältesten Inschriften meistens noch mit Bildzeichen, aber doch auch schon gelegentlich mit lautlichen Silbenzeichen.

Wenn es uns heute dennoch möglich ist, aus dem fertigen Gebilde die allmähliche Entwicklung zu rekonstruieren, also die Geschichte der ägyptischen Schrift zu schreiben, so verdanken wir das

dem konservativen Sinn des Ägypters, der auf vielen Gebieten seiner reichen Kultur, z. B. in der Kunst und in der Schrift, das Alte durch das Neue nie verdrängen ließ, sondern es pietätvoll daneben konservierte. So steht denn in dem fertigen Bilde der ägyptischen Schrift das alte System der Bilderschrift neben den neuen Elementen der Lautschrift, und die Schrift der historischen Zeit zeigt uns alle Etappen *nebeneinander*, welche sie *nacheinander* durchlaufen mußte, um aus einer Bilderschrift das zu werden, was sie in der Hauptsache geworden ist, eine Lautschrift.

Geben wir also dem jetzt vorhandenen Schriftbilde die richtige historische Perspektive, so läßt sich folgende Entwicklungsgeschichte des ägyptischen Alphabetes in großen Zügen skizzieren.

In der prähistorischen Zeit war die ägyptische Schrift eine reine Bilderschrift, man malte, was man schriftlich bezeichnen wollte. Für einen sichtbaren Gegenstand setzte man dessen Bild.

Bild[1]	Bedeutung	Aussprache[2]	
	Hase	*wn*	(*wen*)
	Gans	*s3*	(*si*)
	Mistkäfer	*ḫpr(r)*	(*chôper*)
⊙	Sonne	*rᶜ*	(*re*)
	Mond	*jᶜḥ*	(*jôoḥ*)
★	Stern	*śb3*	(*śib*)
	Gesicht	*ḥr*	(*ḥor*)
	Rippe	*śpr*	(*śpir*)

Eine sinnlich wahrnehmbare Handlung wurde so dargestellt, wie sie dem Auge erscheint:

(Mann mit Stock) = „schlagen" *ḫwj* (*ḥiwe*),

„fliegen" *p3* (*pe3*).

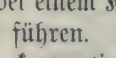
Diese Zeichen erscheinen schon gelegentlich in einer Art Kurzschrift, so wenn man statt der ganzen Figur eines Mannes lediglich

1) Die hier mit den heute üblichen nach links gerichteten hieroglyphischen Typen wiedergegebenen „klassischen" Formen der Zeichen sehen wesentlich anders aus als diejenigen der ältesten Zeit (Abb. 2).

2) Die in Klammern gesetzten Formen sind auf Grund des Koptischen vokalisiert worden (s. S. 26).

die für die Handlung bezeichnenden Gliedmaßen setzt. Ja, manche dieser Abkürzungen hat die alte volle Form in historischer Zeit ganz verdrängt, wie z. B. „kämpfen" (*ḫ3*) nur die beiden Arme zeigt, die Schild und Keule halten, und „kommen" nur die Unterschenkel und Füße als Träger der Bewegung wiedergibt.

Schwieriger war es schon, in einer solchen Bilderschrift abstrakte Begriffe wiederzugeben. Das war nur so möglich, daß man konkrete Gegenstände zeichnete, die zu dem betreffenden Abstraktum durch Ideenassoziation irgendwie in Beziehung standen. So wurde „rein" durch ein Wasser ausgießendes Gefäß , der „Wind" durch ein geschwelltes Segel , der Begriff „herrschen" durch ein Szepter bezeichnet.

Indessen, eine solche reine Bilderschrift konnte nur den Anforderungen der primitivsten Kultur genügen. Die weitere Entwicklung mußte notwendig bei einem Kulturvolk, wie es die Ägypter waren, bald zur Lautschrift führen. Sind doch nur solche Völker in der Bilderschrift oder in konventioneller Zeichenschrift (Knotenschrift, Stabschrift o. ä.) stecken geblieben, die weitab vom Weltgetriebe ein isoliertes Dasein geführt haben. Ägypten hat aber schon sehr früh durch seine Lage und seine Fruchtbarkeit die Augen vieler Völker auf sich gezogen und schon im 4. Jahrtausend nachweislich im Zeichen des Verkehrs gestanden. Man darf also mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit vermuten, daß in Ägypten der Schritt von der Bilder- zur Lautschrift früher getan worden ist als bei den meisten anderen Völkern, und zwar geschah es in folgender Weise. Die in der ältesten Schrift als Bilder gezeichneten Worte wurden natürlich beim Lesen gesprochen. Schrieb der prähistorische Ägypter z. B.  „die Gans fliegt", so las er die Worte in seiner Sprache *p3 ṯ3*. Also besaß in diesem Fall jedes der beiden Zeichen einen Lautwert, und eben dieser einem jeden Bilde inhärierende Lautwert führte die weitere Entwicklung der Schrift herauf. Wo man für ein Wort — man denke an Pronomina — kein besonderes Bildzeichen besaß, da begann man den mit einem bestimmten Bilde verbundenen Lautwert ohne Rücksicht auf seinen begrifflichen Wert rein lautlich zu verwenden. Wie sollte man z. B. das Demonstrativpronomen schreiben, das ägyptisch *p3* (*pi*) lautete? Man half sich so, daß man das ebenso oder ähn-

lich klingende Wort *p3* benutzte, dessen Bildwert *p3* „fliegen" war. So schrieb man *'rj* „machen" mit dem Bild für „sehen" , das ebenso oder ähnlich lautete, oder *wn* „sein" mit dem Bild des „Hasen" = *wn*. Durch dieses Verfahren, welches ganz dem unserer Bilderrätsel entspricht, wurden also mehrlautige Silbenzeichen geschaffen, die rein lautlich gebraucht wurden.

Aber auch diese Neuerung, so bedeutungsvoll sie war, konnte nur die Ansprüche einer sehr tief stehenden Kultur befriedigen und ist daher auch nicht über die Schwelle der historischen Zeit gekommen. Das Wort, welches man schreiben wollte, ließ sich damit eigentlich nur lautlich andeuten, nicht aber genau wiedergeben. Dieses embryonale Alphabet mußte bei zunehmender Kultur, als Handel und Verkehr sich entwickelten, als man daran ging, poetische Erzeugnisse niederzuschreiben, völlig versagen. Wie wollte man auch mit diesen Bilderrätseln Einzellaute wiedergeben? Schon den zahlreichen grammatischen Bildungselementen, z. B. den Suffixen, welche nur einen Laut enthielten, war das alte System mit seinen mehrlautigen Zeichen nicht gewachsen, und das nächste große Problem, welches zu lösen blieb, war die Gewinnung einlautiger Zeichen, mit anderen Worten, die Schöpfung eines Alphabets in unserem Sinne.

Ganz im Frieden mit dem alten System, aus dessen Geiste heraus, nicht wie man erwarten möchte, durch eine gewaltsame revolutionäre Tat, vollzog sich diese neue Schöpfung im Morgendämmer der historischen Zeit. Es gab unter den Silbenzeichen eine Reihe von mehrlautigen Bildern, die hinter einem starken Laut einen oder mehrere schwache, nur wenig hörbare besaßen. Solche schwache Laute sind *3*, *'*, *w* (*u*), *j* (*i*). So gewann man aus dem Bilde (Mund von vorn gesehen) mit dem Lautwert *r(3)* „Mund" ein *r*, da ja das schwache *3* kaum gesprochen wurde, aus dem Bild des „Sees" , gesprochen *š(3)*, den Konsonaten *š*, aus der welligen Linie des „Wassers" , gesprochen *n* (*w*) den Konsonanten *n*, u. s. f. Das Ergebnis dieser Entwicklung war ein Alphabet von 24 Konsonanten, die aus Silbenzeichen entstanden, nicht aber nach einem neuen System gebildet worden sind (s. Abb. 1).

Wunderbar und auf den ersten Blick unerklärlich erscheint dabei das gänzliche Fehlen von Vokalen, und doch erbringt gerade diese Tatsache den Beweis für die Richtigkeit der obigen Hypothese. Im Ägyptischen, übrigens auch in den meisten semitischen Sprachen,

beginnt jede Silbe, also auch jedes Wort, mit einem Konsonanten, vokalisch anlautende Silben oder Wörter gibt es in der alten Sprache nicht. Demnach konnten sich bei der oben skizzierten Entwicklung des Alphabets auch keine Vokale bilden, da ja nur der erste Laut buchstabenbildend war und darum nie ein Vokal sein konnte. Fassen wir die Geschichte der ägyptischen Schrift ins Auge, so weit wir sie bisher geschildert haben, so ergibt sich klar, daß die Schöpfung von Vokalzeichen nur durch einen Bruch mit dem alten System möglich war, nur durch eine wirklich revolutionäre Neuerung. Zu einer solchen Tat hat sich aber der ägyptische Genius nie und nirgends aufgeschwungen. Und deshalb ist die ägyptische Schrift vokallos geblieben, ebenso wie die älteren[1] semitischen Schriften, welche auf das phönikische Alphabet zurückgehen, das also wohl eine ähnliche Vorgeschichte gehabt haben wird, wie das ägyptische.

Der streng konservative Sinn, welcher der ganzen Geschichte des Ägyptertums Ziel und Richtung gegeben hat, hat also auch die Entwicklung der ägyptischen Schrift bestimmt, die in allem konservativen Geist atmet und nicht nur in dem Verzicht auf die Vokale ihre Abneigung gegen Radikalismus kund gibt. Denn wer nun etwa erwartet, der Ägypter hätte nach der glücklichen Entdeckung einzelner Buchstaben den unbequemen Silbenzeichen freudig valet gesagt, der erlebt eine arge Enttäuschung. Die mehrkonsonantigen Silbenzeichen existieren neben den einkonsonantigen weiter, die der Ägypter wohl gar nicht als alphabetische in unserem Sinne, sondern nur als eine Art Silbenzeichen empfunden hat; er hat also die ungeheure Tragweite der ihm durch eine naturgemäße Entwicklung in den Schoß gefallenen Entdeckung nicht recht begriffen, oder doch nicht den Mut und die Begabung gehabt, daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Und noch in einem anderen äußert sich dieser konservative Zug des Ägyptertums, das sich nicht entschließen konnte, Überlebtes abzustoßen, sondern es wie „eine ewige Krankheit" durch die Jahrtausende mit sich schleppte. Auch die Bilderschrift hat in dem Alphabet der historischen Zeit Unterschlupf gefunden, denn neben den rein lautlichen Zeichen bestehen die reinen Bilderzeichen, die Wortzeichen, „Ideogramme", weiter. Man kann Wörter auch weiterhin durch ihr Bild bezeichnen.

1) Die Vokalbezeichnungen (z. B. im Hebräischen, Arabischen und Syrischen) sind erst relativ spät eingeführt worden.

Dieser Schattenseite des ägyptischen Nationalcharakters, der schließlich zu einem Erstarren der ganzen ägyptischen Kultur geführt hat, steht glücklicherweise eine Lichtseite in dem ägyptischen Wesen gegenüber, ein offener, nüchterner Sinn für das Zweckmäßige. Dieser hat den Ägypter im Unterschied von fast allen semitischen Völkern früh (etwa um 2800 v. Chr.) zu der Erkenntnis gebracht, daß seine vokallose Schrift schwer verständlich und unklar sei, und diese klare Selbsterkenntnis hat zu der Einführung der Deutzeichen, der „Determinative" geführt. Man fügte je nach Bedarf dem lautlich mit ein- (alphabetischen) oder mehrkonsonantigen Silbenzeichen geschriebenen Wort seine Bedeutung im Bilde bei. Diese Deutzeichen sind also Bildzeichen, die nicht isoliert, sondern als Bedeutungszeichen hinter dem lautlich geschriebenen Wort stehen. Entweder bezeichnen sie genau den lautlich geschriebenen Begriff, wie in *rd* „Bein", wo man lautlich *r* + *d* schreibt und mit dem Bein determiniert, oder *msḥ* „Krokodil", wo das Tier über die Bedeutung der Konsonanten = *m*, = *s*, = *ḥ* keinen Zweifel läßt, ebensowenig wie in dem durch 4 Striche determinierten Zahlwort *fdw* „vier".

Oder die Determinative geben nur allgemein den Sinn des Wortes an, so wenn man *'rp* „Wein" durch einen Krug oder *gḥś* „Gazelle" durch ein Tierfell determiniert. Der Mann, der die Hand an den Mund legt , bezeichnet das Sprechen und weiter alle geistigen Vorgänge, der schlagende Mann deutet auf gewaltsame Handlungen, die versiegelte Papyrusrolle bezeichnet Abstrakta.

Durch diese Determinative ist das ägyptische Alphabet den semitischen, welche sie gar nicht kennen oder doch nur in sehr beschränktem Maße benutzten, weit überlegen. Das wird ohne weiteres klar, wenn man eine ohne den Worttrenner geschriebene phönizische Inschrift betrachtet, in der Konsonant an Konsonant gereiht ist, ohne jeden Zwischenraum zwischen den einzelnen Wörtern, so daß schon die richtige Abteilung der einzelnen Wörter dem Entzifferer

keine geringe Mühe verursacht. Eine ägyptische Inschrift gibt aber dem Eingeweihten in den Determinativen gleichzeitig Worttrenner und Bedeutungsweiser an die Hand.

So darf man wohl sagen, daß die ägyptische Schrift unter allen vokallos schreibenden Alphabeten die weitaus klarste ist, und man begreift den Stolz des Ägypters, der seine Schrift „Gottes-Worte" nannte — denn auf keinen Geringeren als auf Thot, den Gott der Weisheit, führte er sie zurück.

Die ägyptische Schrift, deren Entstehungsgeschichte ich oben zu schildern versucht habe, ist also in historischer Zeit, im 4. Jahrtausend, wo wir ihr zuerst begegnen, ein Zwittergebilde, eine Vereinigung von Bild- und Lautschrift, in welcher die Bildschrift der prähistorischen und die Lautschrift der historischen Zeit einen friedlichen Kompromiß geschlossen haben. Das „Alphabet" der alten Ägypter ist eine Sammlung von etwa 500 Bildern, die teils als Bild-, teils als Lautzeichen gebraucht werden. Die Bilderschrift umfaßt 1. die Wortzeichen (Ideogramme), die den Gegenstand oder Begriff darstellen, der geschrieben werden soll, 2. die Deutzeichen (Determinative), die das lautlich geschriebene Wort begrifflich im Bild determinieren. Die Lautschrift umfaßt 3. mehrkonsonantige und 4. einkonsonantige (alphabetische) Zeichen, von denen kaum mehr als 70 in häufigem Gebrauch sind.

Lautlich gesprochen wurden alle Zeichen mit Ausnahme der Determinative, die ja nur die Bedeutung hinter dem lautlich geschriebenen Wort angeben. Die Aussprache der Wortzeichen steht in einem inneren Zusammenhang mit dem Bild, dessen lautliches Spiegelbild sie so zu sagen sind, während die Silbenzeichen in ihrer Aussprache keine innere Fühlung mehr zu dem Bild haben, welches ihr Träger, ihr Symbol, ist. Bei dem Wortzeichen war die Bedeutung eher da als die Aussprache, bei den Lautzeichen hat der Laut die Priorität vor der Bedeutung, die sich erst aus dem Laut ergibt. Zeitlich betrachtet, sind die Bildzeichen der älteste (prähistorische), die Determinative der jüngste Bestandteil des ägyptischen Alphabets.

Diese Schrift, die wir mit einem wenig glücklichen Namen Hieroglyphen „heilige Schriftzeichen" nennen, wird in der Regel von rechts nach links in wagerechten Zeilen geschrieben, und zwar so, daß die Bilder auf den Lesenden zu, also nach rechts hin[1], ge-

1) Übrigens ist auch in der ägyptischen Kunst die nach rechts gewendete Schrittstellung des Menschen die korrekte Zeichnung.

richtet sind. Seltener ist die entgegengesetzte Richtung, so daß die Zeichen von links nach rechts (wie bei uns) zu lesen sind, oder die senkrechte reihenweise Anordnung. Ein solches Abweichen von der Regel beruht dann meist auf ästhetischen Rücksichten, die für die „Hieroglyphen" in erster Linie bestimmend sind. Denn diese Schrift ist da, wo sie auf den Tempelwänden, in den Gräbern und sonst auf Bauten erscheint, eine dekorative Schrift, die denselben ornamentalen Zwecken dient, wie die schön geschwungenen arabischen Inschriften in den Moscheen. So haben sich denn die „Hieroglyphen" in engster Anlehnung an die Kunst entwickelt, deren Blüte und Verfall sie wiederspiegeln. Die unbeholfenen Zeichen der „Frühzeit" (etwa 3400—2900 v. Chr.), die sicheren, breit angelegten des alten Reichs (2900—2500 v. Chr.), die scharf geprägten Typen des mittleren Reichs (um 2000—1800), die eleganten Formen des neuen Reichs (1400—1100), die etwas nüchternen aber fein ausgeführten der Saitenzeit (663—525 v. Chr.) und die eng zusammengedrängten, gehäuften, verquollen aussehenden Zeichen der Ptolemäer- und römischen Kaiserzeit, sie unterscheiden sich stilistisch ebenso von einander wie die Kunstperioden, denen sie angehören. Übrigens — und auch das ist bezeichnend für den Charakter dieser Schrift — wurden die einzelnen Zeichen mit dem Pinsel von dem „Umrißzeichner" (*sesch-kode*) vorgezeichnet, während der Steinmetz sie in Flachrelief oder Hohlrelief sorgfältig ausführte, oder — und das war das schnellste und billigste Verfahren — nur ihren Umriß vertiefte.

Aber die ägyptische Schrift wurde nicht nur rein ornamental verwendet, sondern — und das war ihre ursprüngliche und vornehmlichste Bestimmung — auch für praktische Zwecke im täglichen Leben. Da schrieb man die Zeichen mit einem Pinsel, den man aus einer an einem Ende gleichmäßig zerdrückten Binse verfertigte. Mit dieser für unsere Begriffe recht unvollkommenen „Feder" konnte der alte Ägypter ebenso die feinsten und die dicksten Striche ziehen, wie der heutige Orientale mit seiner breit und schräg geschnittenen Schilffeder, dem Kalam. Noch besitzen wir zahlreiches altes Schreibzeug des pharaonischen Ägypters (Abb. 3). Es bestand aus einer Holz- oder Steinpalette, von der der Schreiber Schreibproben oder Gelegenheitsnotizen leicht abwaschen konnte, in deren Mitte der Behälter für die Binsen-Pinsel angebracht war. Darüber befanden sich Vertiefungen, meist zwei, für die aus Ruß und Gummiwasser hergestellte schwarze und die wohl aus rotem Ocker bestehende rote Tusche. Häufig wurden

die Schreibrohre auch isoliert, vielleicht in einem Behälter oder zusammengebunden aufbewahrt, wie es die Hieroglyphe zur Anschauung bringt. Sie zeigt auch zwischen Pinsel und Palette das Tintenfaß, das Wassernäpfchen, in dem der Schreiber den Pinsel anfeuchtete, um sich von der in den Vertiefungen der Palette befindlichen trockenen Tusche die Tinte zu verschaffen. Der fromme Schreiber ging freilich nicht an sein Tageswerk, ohne vorher von dem Wasser des Napfes dem göttlich verehrten Weisen Imhotep gespendet zu haben.

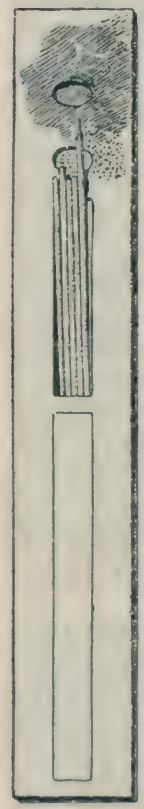


Abb. 3. Altägyptische Schreibpalette.

Das beliebteste Schreibmaterial des Ägypters, ohne das wir uns die ägyptische Kultur nicht denken können, war der Papyrus. Der Name ist ägyptisch (aus *pa-p-iur*) und bedeutet „die (Pflanze) des Nils". Ihn führt auch die schlanke hohe Staude, aus deren Mark er bereitet wurde. Aus diesem wurden der Länge nach feine Streifen geschnitten, von denen eine Reihe senkrecht und eine andere darüber wagerecht gepreßt wurde. So entstand ein Papyrusblatt, und aus dem Zusammenkleben vieler solcher Blätter (Seiten) eine Papyrusrolle. So viel der Papyrus auch in Ägypten verwandt wurde, so blieb er doch immer ein relativ teures Schreibmaterial. Das zeigt sich auch darin, daß man die zum Schreiben wenig geeignete Rückseite mit der vertikalen Streifenschichtung nicht selten beschrieb. Daher haben im täglichen Leben Steine (namentlich der weiße Kalkstein) und Scherben (Ostraka) eine weite Verbreitung als billigstes Schreibmaterial gehabt.

Es liegt auf der Hand, daß die ägyptischen Schriftzeichen, die mit dem Pinsel zu praktischen Zwecken hingeworfen wurden, eine ganz andere Entwicklung nehmen mußten, als die, welche in ornamentaler Absicht mit dem Gravierstift in den Stein eingegraben wurden. Strebten diese immer mehr nach dekorativer Wirkung, ohne jede Rücksicht auf Zeit und Mühe, so galt für jene vor allem der Gesichtspunkt der Kürze und Bequemlichkeit. Daher mußten sich dieselben Zeichen je nach ihrer verschiedenen Verwendung notwendig verschieden entwickeln, wobei sie sich schließlich so unähnlich

wurden, daß nur noch das Auge des Kenners die praktische Papyrus- und die dekorative Monumentalschrift als identisch erkennen kann. Die beiden Schriftarten unterscheiden sich also in ihrem Wesen nicht anders als unsere Schreibschrift und Druckschrift, und ich habe daher hier die Bezeichnungen Monumentalschrift und Schreibschrift durchgeführt, obwohl sich leider infolge einer Nachricht des Kirchenvaters Clemens Alexandrinus die irreführenden Namen „hieroglyphisch" und „hieratisch" eingebürgert haben, von denen gleich zu sprechen sein wird. Während in der Monumentalschrift die Hieroglyphen gelegentlich auch von links nach rechts laufen, wird die Schreibschrift nur von rechts nach links geschrieben. Die einzelnen Zeichen werden freilich meist von links nach rechts gezeichnet. Darauf wird Herodots (II, 36) Angabe beruhen, daß die Ägypter von rechts nach links schrieben, aber selbst behaupteten, in umgekehrter Richtung zu schreiben. Natürlich gibt es auch in der ägyptischen Buchschrift, wie überall, den Unterschied von Schön- und Schnellschrift, von Unziale und Kursive. Während jene ihrer kalligraphischen Tendenz entsprechend, den praktischen Gesichtspunkt hinter dem ästhetischen zurücktreten läßt, strebt die Kursive rücksichtslos nach Vereinfachung und Verkürzung. In diese Entwicklung der Kursive kam ein beschleunigtes Tempo, als man um die Wende des 8. Jahrhunderts anfing, besonders häufige Gruppen gewaltsam zu verkürzen, als man sich also zur Anwendung von „Siglen" entschloß. Dieses letzte Stadium der ägyptischen Schreibschrift ist also eine verkürzte Kursive. Ein Beispiel zur Erläuterung. Das Verbum „nehmen" sieht in der Monumentalschrift so aus

in der Schreibschrift der Ramessiden (um 1200 v. Chr.) .

Die abgekürzte Kursive läßt nun die vor stehenden Lautzeichen weg und schreibt nur noch die Determinative .

Auch die Schreibschrift zeigt ebenso wie die Monumentalschrift in den verschiedenen Epochen verschiedenen Charakter. Abgesehen von der individuellen Verschiedenheit der Schrift lassen sich im Laufe der Zeiten allgemeine generelle Charakteristika beobachten, welche die ägyptische Paläographie wie jede andere beherrschen. Also auch hier hat jede Kulturepoche der Schrift ihren Charakter

aufgeprägt. Dabei hat — um nur eines hervorzuheben — die Feder der offiziellen Kanzleien auf das stärkste mitgewirkt. Man erkennt das besonders deutlich daran, daß in der abgekürzten Kursive (dem Demotischen) die dicken persischen Kanzleipinsel, welche den aramäischen Buchstaben ein so schwerfälliges Aussehen geben, zweifellos das entsprechende Bild der älteren demotischen Schrift hervorgebracht haben, wie andererseits in der Ptolemäer-, noch mehr aber in der römischen Kaiserzeit die feine Feder der griechisch-römischen Kanzleien die demotische Schrift der zierlichen griechischen äußerlich ähnlich erscheinen läßt.

Als das Wesentliche der letzten Ausführungen ergiebt sich, daß die ägyptische Schrift in zwei Formen erscheint: als Monumental- und Schreibschrift. In älterer Zeit wurde die erstere für religiöse und offizielle Texte, die letztere auch für profane Zwecke (im Handel und Verkehr) benutzt. In der Schreibschrift schrieb man alles, was nicht wie die Monumentalschrift dekorativ wirken sollte. Eine Scheidung in dem Sinne, daß die eine religiöse, die andere profane Bestimmung gehabt hätte, gab es in der älteren klassischen Zeit nicht. Sie trat erst um dieselbe Zeit ein, da sich die abgekürzte Kursive entwickelte. Als Herodot nach Ägypten kam, diente in der Tat die Monumentalschrift frommen Zwecken, sie war „die heilige Schrift" geworden, in der man vor allen Dingen die Tempelinschriften oder die religiösen Texte in den Gräbern und sogar auf Papyrus schrieb, die abgekürzte Kursive aber war die profane „Volksschrift" geworden, in der man Rechnungen und Kontrakte aufsetzte oder weltliche Literaturwerke schrieb. So ist es begreiflich, daß Herodot (II, 36) von den Ägyptern seiner Zeit (um die Mitte des 5. vorchristl. Jahrhunderts) erzählt

διφασίοισι δὲ γράμμασι χρέωνται, καὶ τὰ μὲν αὐτῶν ἱρὰ τὰ δὲ δημοτικὰ καλέεται

„sie bedienen sich zwiefacher Buchstaben, und die einen davon werden heilige, die anderen volksmäßige genannt". Ganz ebenso kennt auch die berühmte Inschrift von Rosette (196 v. Chr., siehe Seite 21) nur den Unterschied zwischen *γράμματα ἱερά* unserer „Monumentalschrift" und den *γράμματα ἐγχώρια* „den einheimischen Buchstaben", die also mit Herodots „volksmäßigen Buchstaben" identisch sind und der „abgekürzten Kursive" entsprechen. Beide Stellen kennen nur zwei Schriftarten, und doch fristete die ältere unverkürzte Kursive auch in der Spätzeit ihr Dasein, aber nur wie

eine seltene Treibhauspflanze. In ihr wurden nur noch alte religiöse Texte geschrieben, eine lebendige Schrift war sie längst nicht mehr, seit sie im 7. Jahrhundert durch die abgekürzte Kursive aus dem Sattel gehoben worden war. Aber wenn auch Herodot begreiflicher Weise von dieser alten Schreibschrift nichts mehr hörte, so ist doch die literarische Kunde von ihr nicht ganz verschollen. Sie findet sich noch bei Clemens Alexandrinus, der die ägyptische Schrift scheidet in

1. *γράμματα ἱερογλυφικά* „eingegrabene heilige Buchstaben",
2. *γράμματα ἱερατικά* „heilige Buchstaben",
3. *γράμματα ἐπιστολογραφικά* „Brief-Buchstaben" [1].

Unter diesen Bezeichnungen sind 1. und 3. gut geprägt. Die „eingegrabenen Buchstaben" sind ein vortrefflicher Name für die „Monumentalschrift", die ja tatsächlich vor allen Dingen mit dem Gravierstift eingegraben wurde, und die „Briefbuchstaben" als Bezeichnung der abgekürzten Kursive, deuten für die Spätzeit — nur diese hat ja der Kirchenvater im Auge — richtig an, daß die Korrespondenz in ihnen erfolgte. Es ist übrigens derselbe Name, den auch die einheimischen Urkunden (*sš š'.t*) dafür gebrauchen. Dagegen ist der Ausdruck *γρ. ἱερατικά* „hieratische Buchstaben" für die ältere Kursive unglücklich gewählt, da er keinen scharfen Gegensatz zu 1 enthält, und er ist dadurch besonders verhängnisvoll geworden, weil er für die ältere Zeit geradezu falsch ist, da ja ursprünglich in dieser „hieratischen" Schrift vor allem profane Texte geschrieben wurden.

Nachdem wir so die Ausdrücke „hieroglyphische, hieratische, demotische oder enchorische Schrift" auf ihren wahren Wert zurückgeführt haben, sei ihr Verhältnis zu der besseren, klareren Bezeichnung noch tabellarisch beigefügt. Die ägyptische Schrift stellt sich in zwei Formen dar

I. als Monumentalschrift
= Hieroglyphen
Bei Herodot *γράμματα ἱρά*,
Bei Clemens *γράμματα ἱερογλυφικά*,

1) Ich übergehe hier die „symbolische" Schrift, die der namentlich in der Ptolemäer- und römischen Kaiserzeit zur Blüte gelangten änigmatischen Schrift entspricht.

II. als Buchschrift

1. Unziale
2. Kursive
   a) Ältere Kursive
   = Hieratische Schrift,
   Bei Clemens γράμματα ἱερατικά,
   b) Verkürzte jüngere Kursive
   = Demotische Schrift,

Bei Herodot γράμματα δημοτικά,
In der Rosettana γράμματα ἐγχώρια,
Bei Clemens Alexandr. γράμματα ἐπιστολογραφικά.

Die demotische Schrift war also die jüngste und in gewissem Sinn einfachste der drei Schriftarten, aber auch sie war noch umständlich genug und bezeichnete die Vokale überhaupt nur in recht unvollkommener Weise. So hat man denn schon im 2. vorchristl. Jahrhundert begonnen, ägyptische Texte mit griechischen Buchstaben zu schreiben, die ja auch eine klare Wiedergabe der Vokale ermöglichten.

Schon manchem Sturm hatte die altägyptische Schrift getrotzt. Um die Mitte des 2. Jahrtausend hatte die Keilschrift vorübergehend im diplomatischen Verkehr den Hieroglyphen den Rang abgelaufen; korrespondierte doch der Pharao sogar mit seinen syrischen Vasallen in dieser Schrift, und mit der Eroberung Ägyptens durch Kambyses eroberte sich die aramäische Schrift und Sprache die ägyptischen Kanzleien. Aber im eigentlichen Verkehr behauptete die ägyptische Schrift das Feld. Da hielt mit Alexander dem Großen das hellenistische Griechentum seinen Einzug, und der griechischen Schrift hielten die pharaonischen Buchstaben auf die Dauer nicht stand. Nicht nur im offiziellen, sondern auch im privaten Verkehr setzte sich das griechische Alphabet immer mehr fest. Es war derselbe ungleiche Kampf, der sich wohl langsam in Japan vorbereitet, wo auch einmal die europäische Schrift das einheimische komplizierte Schriftsystem verdrängen wird. Der Sieger mußte die praktisch überlegene Schrift bleiben. Nachdem die griechischen Buchstaben erst einmal den Angriff auf die ägyptischen eröffnet hatten, drangen sie unaufhaltsam vor, und die altersschwachen hieroglyphischen räumten bald ganz das Feld. Wenn sich auch die späteste hieroglyphische Inschrift unter dem Kaiser Theodosius I (394 n. Chr.) und die späteste demotische unter dem Kaiser Zeno (476 n. Chr.)[1] nachweisen läßt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß zu dieser

1) Nach freundlicher Mitteilung von J. J. Heß.

Zeit die ägyptische Schrift nur noch ein künstliches Dasein fristete. Aus dem täglichen Leben war sie längst verschwunden und hatte dem griechischen Alphabet Platz gemacht, dem neuen Kleide, in das sich die Sprache des Pharaonenreichs bequemt hatte. Freilich war es noch mit einigen alten Stücken verbrämt. Denn da das griechische Alphabet bestimmte ägyptische Laute nicht wiedergeben konnte, so sind diese der demotischen Schrift entlehnt worden. So entstand die Schrift, in welcher die zum Christentum übergetretenen Nachkommen der alten Ägypter, die Kopten, schrieben, und die man deshalb ebenso wie die Sprache als koptisch bezeichnet. Die koptische Schrift ist ein Alphabet aus 31 Buchstaben, von denen 24 griechisch und 7 demotisch sind; sie ist der Erbe der altägyptischen Schrift geworden.

Um 300 n. Chr. war die alte Schrift wohl schon aus dem täglichen Leben verschwunden. Nur die Priester erhielten sie noch mühsam im Kultus am Leben. Als daher das siegreiche Christentum den alten Göttern ein Ende machte, hörten auch die Hieroglyphen, „die Gottes-Worte", auf, ihr Treibhausdasein zu fristen, und mit ihnen verschwand auch die Kenntnis ihres Systems; fast $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende sollte es dauern, bis sie wieder gewonnen wurde.

Welche Mittel standen nun dem zu Gebot, der die verschollene Schrift wieder entziffern wollte? Wie bereits oben erwähnt wurde, finden sich bei den klassischen Autoren und den Kirchenvätern Nachrichten über die Schrift der Ägypter, aber so kurz und unklar, daß sie eigentlich erst nach der Entzifferung der Hieroglyphen zu verstehen waren. Und dasselbe gilt von dem Buch, daß der Ägypter Horapollon am Ende des 4. nachchristl. Jahrhunderts über „die Hieroglyphen" schrieb, also nachdem die ägyptische Schrift bereits aus dem täglichen Leben verschwunden war. Dieser Autor hatte, wie wir heute sagen können, nur die späte Ausartung der ägyptischen Schrift im Auge, die ihm Gelegenheit zu allerhand mystischen und symbolischen Ideenentwicklungen gab, das eigentliche Wesen der ägyptischen Schrift hat er überhaupt nicht erkannt. So hatte also tatsächlich das Altertum keinen sicheren Wegweiser zur Entzifferung der Hieroglyphen hinterlassen, wohl aber manche Irrlichter, die auf Abwege führen konnten.

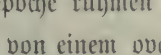
Wesentlich besser stand es mit der Sprache. Man hatte früh erkannt, daß sie in dem Munde der christlichen Kopten fortlebte, die auch leiblich die Nachkommen der alten Ägypter waren. Der Name dieser Anhänger der monophysitischen Lehre, welche im

Gegensatz zu dem 4. ökumenischen Konzil von Chalcedon in Christus nur eine Natur annahmen, ist aus *Αἴγυπτος* entstellt worden. Die koptische Sprache, die im 16. Jahrhundert ausgestorben war aber sich ähnlich wie z. B. das Hebräische noch im Kultus bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist uns durch eine reiche Literatur, vornehmlich durch die koptische Übersetzung des alten und neuen Testaments bekannt. Mochte auch das Koptische tausende von Jahren jünger sein als die Sprache der Inschriften des Pharaonenreichs, so konnte man doch hoffen, an der Hand dieser modernen ägyptischen Sprache die ältere ebenso leicht verstehen zu können, wie etwa althochdeutsche Texte mit Hülfe der neuhochdeutschen Grammatik, wenn — das aber war die große Frage — wenn sich die alten Inschriften *lesen* ließen.

Aber so naheliegend uns heute die Annahme ist, daß ein großes Kulturvolk eine lautliche Schrift gehabt haben müsse, so fern lag dieser Gedanke den ersten Entzifferern, die doch eine Schrift in Bildern vor Augen hatten. Der äußere Anschein und die mißverständlichen und mißverstandenen Nachrichten der Alten schienen für eine Schrift zu sprechen, die mit konkreten und symbolischen Zeichen schrieb, und da nun einmal Ägypten von der Bibel her als das Land aller Weisheit galt, so war kein Gedanke tiefsinnig und dunkel genug, den die ersten Entzifferer nicht aus den Inschriften herausgeholt hätten. In diesem Sinne entzifferte z. B. im 17. Jahrhundert der ebenso gelehrte wie kritiklose Jesuitenpater Athanasius Kircher ägyptische Inschriften. Ein Forscher suchte und fand in ihnen meteorologische Beobachtungen, während es einem anderen glückte, aus den Hieroglyphen eines Monumentes davidische Psalmen herauszulesen. Jeder kam mit einem anderen „Hieroglyphenschlüssel" und öffnete das Tor zu der Weisheit, die er sich erträumt hatte. Aber von all diesen „Schlüsseln" konnte man sagen:

„Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel!"

Der einzige Lichtpunkt in diesem unerfreulichen ersten Stadium der Ägyptologie war der Däne *Zoega*, der große Archäologe, dessen feine Kombinationsgabe und scharfe Methode — er war ein Schüler des Göttinger Philologen Christian Gottlob Heyne — sich auch in seiner ägyptischen Arbeit nicht verleugnete. Zoega hat im Jahre 1797 zum ersten Male in seiner Veröffentlichung der Obelisken Roms ägyptische Inschriften zuverlässig herausgegeben, was keiner seiner Vorgänger für nötig befunden hatte, und er hat

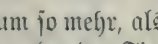
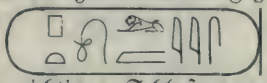
die einzig wertvolle und weittragende Entdeckung gemacht, deren sich die erste Entzifferungsepoche rühmen kann, indem er die Vermutung aussprach, daß die von einem ovalen Ring  , der sogenannten Kartusche, eingeschlossenen Zeichen Königsnamen enthielten.

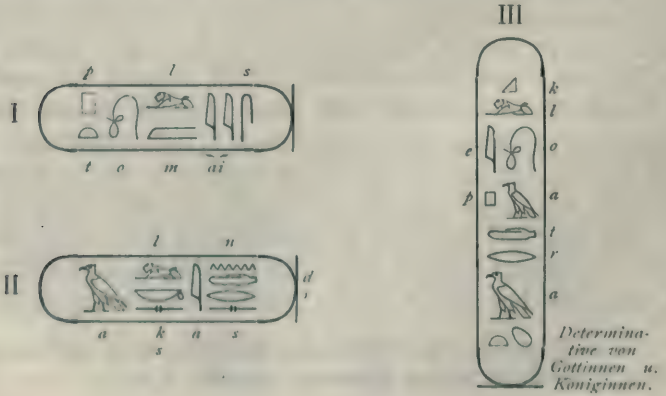
Mit Zoega stehen wir bereits an der Schwelle der neuen Zeit, welche der kühne Zug Napoleon Bonapartes nach Ägypten 1798 für die ägyptische Wissenschaft heraufführte. Ein zweiter Alexander der Große gab er seinem Heer einen Stab von Gelehrten mit, der Eroberungszug sollte auch ein wissenschaftlicher werden.

Wie eine Offenbarung wirkte diese Expedition. Anstatt einzelner ägyptischer Altertümer, wie sie bisher bekannt gegeben waren, sah man auf einmal eine Welt von Denkmälern vor sich, und zwar auf dem Boden, in dem sie gewachsen waren. Man begann die Größe der ägyptischen Kunst zu verstehen, man schöpfte vor den zahllosen Inschriften, welche häufig auch bildliche Darstellungen begleiteten, wieder die Hoffnung, hinter das Geheimnis der ägyptischen Schrift zu kommen. Und gewiß wäre hier wie bei der persischen[1] Keilschrift auch ohne zweisprachige Inschriften eine langsame Lösung des Rätsels geglückt, wenn nicht der Zufall eine schnellere gebracht hätte.

Im Hochsommer 1799 wurde bei den Befestigungsarbeiten nordwestlich der an der westlichen Nilmündung gelegenen Stadt Rosette ein schwarzer Basaltblock gefunden, dessen Vorderseite drei verschiedene Schriften zeigte, oben eine Bilderschrift, darunter eine kursive und zu unterst die griechische Schrift. Der griechische allein verständliche Text enthielt ein Dekret der Priester von Memphis zu Ehren des Ptolemäus Epiphanes (196 v. Chr.), das nach den Schlußworten „in heiliger, landesüblicher und griechischer Schrift" bekannt gegeben werden sollte. Es duldete also keinen Zweifel, derselbe Text war in zwei verschiedenen Sprachen, ägyptisch und griechisch, auf diesem Stein vereinigt, und zwar ägyptisch in den beiden Schriftarten, von denen auch Herodot (Seite 17) gesprochen hatte. Mit diesem Befunde ließ sich nun die übliche Vorstellung von einer Bilderschrift nicht mehr vereinigen, die nur Begriffe, aber keine Laute wiedergab. Wie sollte z. B. der Name des Ptolemaios in symbolischer Bilderschrift wiedergegeben werden? Der mußte jedenfalls lautlich geschrieben sein. Und nun kam Zoegas vorher erwähnte Vermutung wieder zu

1) Die Entzifferung der assyrischen Keilschrift ist ja erst durch die persischen Paralleltexte möglich geworden. Vgl. AO. V, 2.

Ehren, daß die Zeichen in der „Kartusche“  den Namen des Königs enthielten, um so mehr, als man diesen Königsring auch in bildlichen Darstellungen neben der Figur des Königs angetroffen hatte. Also mußte  der Name des Ptolemaios sein. Diesen richtigen Schluß zog der berühmte englische Naturforscher Thomas Young, der sich längere Zeit mit der Entzifferung der Hieroglyphen beschäftigte, im Jahre 1819 und erriet für fünf Zeichen den richtigen Lautwert, kam aber über dieses dürftige Resultat nicht hinaus. Ungefähr um dieselbe Zeit, jedoch völlig unabhängig von ihm, hatte der Franzose Jean François Champollion (geb. am 23. Dezember 1790) denselben Schluß gezogen, und seinem intuitiven Genius, seiner unvergleichlichen Kombinationsgabe und seiner scharfen philologischen Methode blieb es vorbehalten, das Geheimnis der Hieroglyphen zu enthüllen. Wie bei allen wahrhaft großen Entdeckungen hat auch bei der Entzifferung der ägyptischen Schrift nicht der blinde Zufall gewaltet. Wir wissen jetzt vor allem, dank der glänzenden Arbeit von H. Hartleben, in der auch die ersten hier nur flüchtig erwähnten Entzifferungsversuche ausführlich dargestellt sind, wie gründlich und methodisch Champollion seine Entdeckung vorbereitet hat, wie es ihm erst nach langen mühseligen Irrfahrten gelungen ist, das heiß umstrittene Ziel zu erreichen. Champollion ermittelte divinatorisch außer Ptolemaios noch zwei andere Königsnamen, Alexandros und Kleopatra, und aus diesen drei Namen gewann er, indem er für jedes Zeichen einen Lautwert einsetzte, die folgenden 15 Buchstaben:



= *a* in II. III (bis)
= *a* in II
e in III
= *ai* in I
= *o* in I. III
= *p* in I
= *m* in I
 = *n* in II
= *r* in II. III

= *l* in I. II. III
= *s* in I
= *s* in II (bis)
= *k* in III
= *k* in II
= *t* in I
= *t* in III
= *d* in II

Da sich nun aber diese Zeichen nicht nur in solchen vom Ringe umschlossenen Königsnamen, sondern auch sonst fanden, so versuchte er sich mit den also erschlossenen Lautwerten auch an anderen Inschriften. Dabei nahm er bildliche Darstellungen, über denen sich eine Inschrift befand, und die koptische Sprache zu Hülfe. Da war z. B. der König dargestellt, der dem Gott aus einem Gefäß spendete, und über diesem stand die Gruppe , hinter der bald ein Krug ( ) oder zwei Krüge , bald ein Weinstock stand. Nach seinem Alphabet mußte er das Wort *arp* lesen, und durfte nach der Darstellung eine Bedeutung wie „Wein" vermuten, eine Vermutung, die fast zur Gewißheit wurde, als er die koptische Sprache befragte, in welcher ⲁⲣⲡ „Wein" bedeutet. Dieses Wort offenbarte ihm gleichzeitig in dem letzten Zeichen die Existenz der oben besprochenen Deutzeichen, der Determinative, die den Sinn eines lautlich geschriebenen Wortes angaben. So gelangte Champollion zu der Erkenntnis, daß die ägyptische Schrift aus lautlichen und bildlichen Zeichen bestehe, und wenn er auch in Einzelheiten das System der ägyptischen Schrift theoretisch nicht richtig erkannt hat — die Bedeutung der Silbenzeichen ist ihm nicht völlig klar geworden — so hatte er doch bereits im Jahre 1822 in der Hauptsache das große Rätsel gelöst. Sehr bald lieferte er den Beweis, daß sich mit dem neuen Schlüssel Inschriften wirklich lesen und verstehen ließen. Voll Staunen stehen noch heute die Epigonen des großen Meisters vor seinen Übersetzungen, die Wunderwerke divinatorischer und methodischer Kombination sind. So manches, was erst durch die Arbeit

von Jahrzehnten als gesichertes Gut eingebracht worden ist, ist hier bereits vorher richtig erkannt worden. So durfte Champollion, als er, 42 Jahre alt, die Augen schloß, mit dem Bewußtsein sterben, daß sein stolzer Bau auf festem Fundamente stand. Was auch alles die Zukunft, vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten, an Neuem gebracht hat, die Grundlagen der von Champollion begründeten Wissenschaft sind unverändert geblieben, und so ist auch das Bild, das hier von der ägyptischen Schrift entwickelt worden ist, in den Hauptzügen dasselbe, das einst ihr genialer Entzifferer in seiner ersten grundlegenden Arbeit entworfen hat.

Ehe wir noch einen Blick auf die Sprache werfen, sei hier kurz die schwierige Streitfrage beantwortet, ob das ägyptische Alphabet über die Grenzen Ägyptens hinaus Verbreitung gefunden hat, vor allem, ob es, wie oft behauptet wird, der Vater des phönizischen und somit in letzter Linie auch des unsrigen sei. Die bisherigen Forschungen haben in keiner Weise den Beweis für die ägyptische Herkunft des phönizischen Alphabets erbracht[1]. Über die Nordgrenze scheinen die Hieroglyphen nicht hinausgekommen zu sein. Dagegen haben sie sich im Süden in Nubien Eingang verschafft. Die Tempel dieser südlichen Enklave Ägyptens waren in der pharaonischen Zeit ebenso mit Hieroglyphen geschmückt, wie die des Stammlandes, und aus dieser Schrift hat das in der römischen Kaiserzeit entstandene meroitische Reich unter starken Umbildungen eine neue Schrift geschaffen, die ebenso wie die Mutterschrift eine Monumental- und Schreibschrift[2] besaß, doch ist diese nicht aus jener entwickelt worden. Beide sind noch nicht entziffert.

Die ägyptische Sprache, die Seele der ägyptischen Schrift, ist eine Mischsprache, die den semitischen Sprachen (arabisch, aramäisch, hebräisch usw.), den kuschitischen Sprachen (Bischari, Agau, Galla, Somali usw.) und den nordafrikanischen Berbersprachen verwandt ist. Die beiden letztgenannten Sprachgruppen einschließlich des Ägyptischen pflegt man hamitische Sprachen zu nennen. Vielleicht — aber mehr als eine Hypothese ist das nicht — wanderten in unvordenklicher Zeit semitische Nomaden in das fruchtbare Niltal ein und verschmolzen hier mit der Urbevölkerung, die aus kuschitischen, nubischen und libyschen Stämmen bestanden haben mag.

1) Vgl. dazu die letzte klärende Behandlung der Frage von Lidzbarski in der Ephemeris für semitische Epigraphik I 109 ff. 268 ff.

2) AO. VI, 2 S. 80.

zu dem einheitlichen Volke, das wir Ägypter nennen. Sollte das der historische Hintergrund des sprachlichen Befundes sein, dann würde die ägyptische Geschichte mit jener großen, man möchte sagen, typischen Bewegung beginnen, die in das Schicksal aller morgenländischen Völker so tief eingegriffen hat, mit jenem ewigen elementaren Gegensatz zwischen Wüste und Kulturland, zwischen Nomaden und Bauern, als dessen Phasen historische Ereignisse, wie der Einfall der Hykšos in das Niltal, die Eroberung Kanaans durch die Hebräer und die Ägyptens durch die Araber zu betrachten sind. So sind, um die semitische Sprachverwandtschaft zu charakterisieren, die ägyptischen Wörter für manche Körperteile und Zahlwörter sowie eine Reihe von Pronominal- und Verbalformen dieselben wie in den semitischen Sprachen.

Nahezu 5000 Jahre hat die Sprache nachweislich gelebt, aus diesem Zeitraum besitzen wir monumentale Zeugen, und in dieser ganzen Zeit war sie — was sehr bedeutsam ist — die Sprache eines Kulturvolkes. So ist es sehr begreiflich, daß sie in diesen Jahrtausenden große Wandlungen durchgemacht hat. Wir unterscheiden jetzt folgende Hauptperioden, von denen die 4 ersten sich der ägyptischen Schrift in ihren beiden Formen, der Monumental- und Buchschrift bedienen:

1. Das Altägyptische — die Sprache des Volkes in der älteren Zeit (etwa 3000 bis 2000 v. Chr.), welche die klassische Sprache wurde und als solche sich in der religiösen und gelehrten Literatur bis in die späteste Zeit behauptet hat.
2. Die Volkssprache des mittleren Reiches (etwa 2000—1500 v. Chr.).
3. Die Volkssprache des neuen Reiches, das „Neuägyptische" (etwa 1500—800 v. Chr.).
4. Die Volkssprache der Spätzeit, die uns in der demotischen Schrift vorliegt und daher „demotisch" genannt wird. Doch wird auch die alte klassische Sprache in dieser Schrift geschrieben. (Etwa 800 v. Chr.—200 n. Chr.)

Die ἱερὰ γλῶσσα des Manetho

Die κοινὴ διάλεκτος des Manetho

5. Das Koptische — die in griechisch-demotischem Alphabet geschriebene Sprache der christlichen Ägypter (Kopten). Etwa 200—1600 n. Chr.

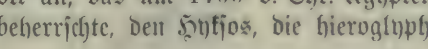
Innerhalb dieser Sprachperioden spielen auch die verschiedenen Mundarten eine Rolle. So ist uns für das 12. vorchristl. Jahrhundert (Papyrus Anastasi I, 28, 6) bezeugt, daß die Dialekte von Ober- und Unterägypten so stark voneinander abweichen, daß ein Bewohner des Deltas einen Oberägypter nur sehr schwer verstehen konnte. Da die Unterschiede aber nur in den Vokalen lagen, welche die ägyptische Schrift gar nicht oder nur unzulänglich bezeichnete, so können wir die verschiedenen Dialekte erst im Koptischen feststellen, dessen Schrift die Vokale wiedergibt. Nicht weniger als 5 Mundarten sind uns zurzeit aus dieser jüngsten Entwicklung der ägyptischen Sprache literarisch bekannt geworden.

Aber nicht nur für die Kenntnis der verschiedenen Dialekte ist die Vokalschreibung des Koptischen für uns wichtig geworden, sondern noch viel mehr dadurch, daß es erst so möglich geworden ist, die in der älteren Schrift rein konsonantisch geschriebenen Wörter zu vokalisieren. Wenn z. B. die alte Schrift das Wort „Blut" *snf* schreibt, so lehrt uns das kopt. ⲥⲛⲟϥ „Blut", das man das alte Wort *snᵉf* zu vokalisieren hat. Mag auch die Nuance des betreffenden Bildungsvokals eine andere gewesen sein, so läßt sich doch mit Sicherheit aus der Tochtersprache die Stellung und die allgemeine Natur dieses Vokals in der Muttersprache erschließen. So ist also für die Ägyptologen die koptische Sprache das, was dem Alttestamentler die Masora, die Vokaltradition bedeutet. Sie hat erst den alten Konsonantengerippen Fleisch und Blut gegeben. Neben dem Koptischen haben sich aber noch keilschriftliche und griechische Transkriptionen für die Rekonstruktion altägyptischer Wörter von großem Wert erwiesen.

Diese theoretischen Ausführungen seien zum Schluß noch an einigen Beispielen praktisch erläutert. Ich beginne mit der ägyptischen Bezeichnung für den König „Pharao". Das Wort sieht in der ägyptischen Monumentalschrift, den Hieroglyphen, so aus *pr-ʿ3* = פרעה. Es wird mit dem Wortzeichen (Bildzeichen) für Haus ägyptisch *pr* und dem Silbenzeichen *ʿ3* (vgl. Abb. 1) geschrieben, das „groß" bedeutet. Also Pharao heißt „großes Haus" und bezeichnete ursprünglich den Palast des Herrschers und erst später diesen selbst. Es liegt also ein ähnlicher Bedeutungsübergang vor, wie z. B. in dem Ausdruck „hohe Pforte", mit der die türkische Regierung bezeichnet zu werden pflegt. Die Vokalisation des im Altägyptischen konsonantisch geschriebenen *pr-ʿ3* ergibt

sich aus der koptischen Form ⲡⲉⲣⲟ, welche etwa die Lesung *per-ʿoꜣ* an die Hand gibt. Zu uns aber ist das Wort in der griechischen Transkription *Φαραώ* Pharao gelangt.

Ein anderer Name, der uns ziemlich geläufig ist, gehört dem Nomadenvolk an, das um 1700 v. Chr. Ägypten eroberte und längere Zeit beherrschte, den Hyksos, die hieroglyphisch so aussehen:



ḥkꜣ(-w) ꜣꜣśw

Diese Lesung kommt auf folgende Weise zustande: ist ein dreikonsonantiges Silbenzeichen *ḥkꜣ* ( ), dem man einen Konsonanten zur Verdeutlichung des Lautwerts beigefügt[1] hat.

Der sitzende Mann determiniert begrifflich das lautlich geschriebene Wort *ḥkꜣ* als eine Person, die drei Striche dahinter bezeichnen den Plural, der durch die Endung *w* gebildet wird. Da diese Endung hier, wie meist, nicht phonetisch geschrieben wird, so wird sie von uns durch ein eingeklammertes (*-w*) umschrieben. Das nächste Wort ist mit zwei Silbenzeichen *ꜣꜣ* und *św* geschrieben, denen beiden die lautlichen Ergänzungen = *ꜣ* und = *w* beigegeben sind. Vor dem bereits besprochenen Personendeterminativ, dem die 3 Pluralstriche folgen, steht ein Pfahl , welcher das Determinativ von Fremden ist.

Die Übersetzung des Namens kann eine doppelte sein, je nachdem man die klassische oder die Volkssprache zugrunde legte. Das Wort *ḥkꜣ* bedeutete in der ersteren — nur in dieser kommt es vor — „Fürst, König", aber das Wort *ꜣꜣśw*, bezeichnete in der Literatursprache die „Nomaden" im Südosten Palästinas, in der späteren Volkssprache und so noch im Koptischen hieß es mit einem leichten Bedeutungswandel „Hirt". Das betreffende koptische Wort ϣⲱⲥ gibt auch die Vokalisation *ś(ꜣ)ʿś(ʿw)* an die Hand. Zu uns ist auch dieser Volksname durch griechische Vermittlung gelangt, und zwar durch den ägyptischen Priester Manetho, der in der ersten

1) Solche alphabetische Komplemente haben zur Lautbestimmung der Silbenzeichen geführt.

Hälfte des 3. vorchriſtl. Jahrhunderts auf Grund ägyptiſcher Quellen „ägyptiſche Denkwürdigkeiten“ ſchrieb, die leider nur in Bruchſtücken auf uns gekommen ſind. Zu den geretteten Stücken gehört auch der Bericht über den Einfall der Hykſos, deren Namen Manetho in dieſer Form überliefert hat. Dazu hat er auch die folgende Erklärung des Namens gegeben: „Das Wort *hyk* bedeutet in der heiligen Sprache (*ἱερὰ γλῶσσα* = Nr. 3 S. 25) »König«, das Wort *sos* aber heißt »Hirt und Hirten« in der Volksſprache, (*κοινὴ διάλεκτος* zur Zeit des Manetho), und ſo entſteht die Zuſammenſetzung Hykſos“. Auf dieſer manethoniſchen Überſetzung aber, die ſich mit der obigen Erklärung völlig deckt, beruht alſo unſere Bezeichnung „Hirtenkönige“. Noch ſeien einige bekannte Königsnamen mitgeteilt, die in der „Kartuſche“ ſtehen:

Rʿ-mś-św = Ramſes

⊙ Wortzeichen, Silbenzeichen *ms*, mit auslautendem *ś*, *św* mit auslautendem *w* geſchrieben.

Da Manetho *Ῥαμεσσής* überliefert, ſo wird der Königsname etwa *Raʿ-meʿs-sʿ* zu vokaliſieren ſein, doch hat er ſich bei uns in der taciteiſchen Form Ramſes eingebürgert.

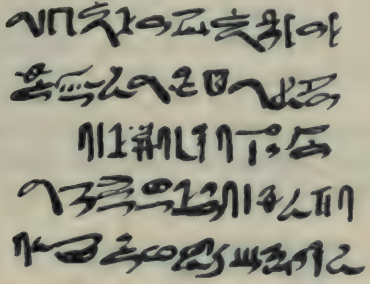
Psmtk = Pſammetich,

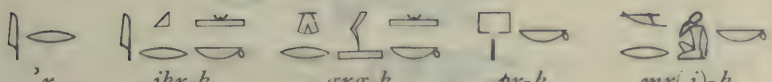
ein Name, den man mit Hilfe der alphabetiſchen Tafel 1 leicht leſen kann. Unſere Form ſtammt von dem herodoteiſchen *Ψαμμήτιχος*.

Zum Schluß will ich noch zwei Proben aus einem altägyptiſchen Weisheitsbuch (etwa aus dem Jahre 2000 v. Chr.), dem Papyrus Priſſe geben, das uns freilich die vielgerühmte ägyptiſche Weisheit als eine recht nüchterne Alltagsweisheit erſcheinen läßt.

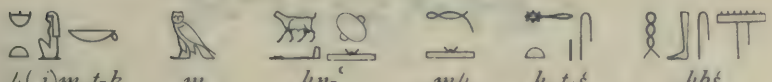
Ich stelle dabei den Originaltext[1] voran, der in Schreibschrift (hieratisch) geschrieben ist, und lasse denselben Text in Monumentalschrift (Hieroglyphen) umgesetzt folgen. Von den Transkriptionszeilen gibt die erste die konsonantischen Formen, wie sie wirklich dastehen, die zweite die vokalisierte Rekonstruktion.

Lob der Ehe.

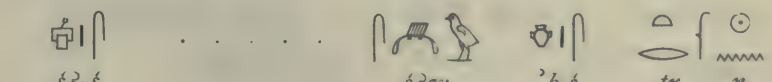




ʾr	*jḳr-k*	*grg-k*	*pr-k*	*mr(j)-k*
ᵉr	jᵉḳrṓk	gᵉrgṓk	pᵉrᵉk	mᵉrjṓk
„Wenn	du klug bist	gründe	dein Haus	liebe



ḥ(j)m.t-k	*m*	*ḥn-ʿ*	*mḥ*	*ḥ.t-ś*	*ḥbś*
ḥ mtᵉk	m	ḥᵉn-ʿᵃ	mᵉḥ	ḥêtᵉś	ḥᵉbś
deine Frau	in	. . . ? . . .	fülle	ihren Leib	bekleide



ś3-ś	. . . . .	*ś3w*	*ʾb-ś*	*tr*	*n*
sô3ᵉś	. . . . .	ś3ᵉw	ʾᵉbᵉś	tᵉr	nᵉ
ihren Rücken	. . . . .	mache weit	ihr Herz	zur	Zeit

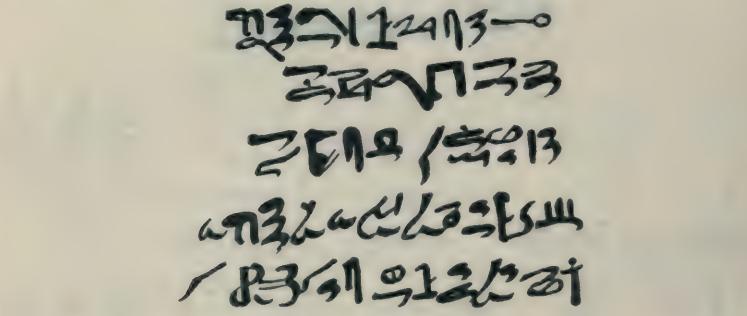
1) Ich habe den Text, wie die Punkte der hieroglyphischen Umschrift und Übersetzung zeigen, an mehreren Stellen gekürzt.

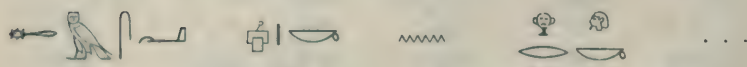
wnn.t-k	*3ḥ.t*	*pw*	*ʾ3ḥ(j).t*	*n nb-ś*
ᵉwnᵉntᵏ	jôḥᵉt	pu	ʾăḥᵉt	nᵉ ᵉnbôś
deines Seins	ein Acker	iſt (ſie)	vortrefflich	für ihren Herrn

In freierer Überſetzung:

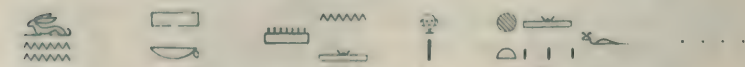
„Wenn du geſcheit biſt, verheirate dich.
Liebe deine Frau herzlich(?)
Gib ihr Speiſe und Kleider . . . .
Erfreue ihr Herz, ſo lange du lebſt
(Denn) ſie iſt ein guter Acker für ihren Beſitzer“ [1].

Wer aber glauben ſollte, daß die Streberei ein beſonderes Kennzeichen unſerer Zeit ſei, den mag der folgende Rat desſelben Papyrus eines beſſeren belehren:





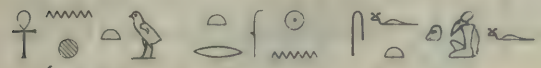
ḥmś	*sʒ-k*	*n*	*ḥr(j)-dʒdʒ-k*	. . . .
ḥᵉmś	sôʾᵉk	nᵉ	ḥrⁱ-dôdᵉk	. . . .
„Beuge	deinen Rücken	vor	deinem Vorgeſetzten	. . . .



ẖnn	*pr-k*	*mn(j)*	*ḥr*	*(ʾ)ḫt-f*	. . . . .
ᵉwnᵉn	pᵉrᵉk	mênᵉ(j)	ḥᵉr	ʾᵉḫtᵉf	. . . . .
ſo wird	dein Haus	feſt ſein	mit	ſeinen Sachen	. . . . .

1) Dasſelbe Bild findet ſich übrigens z. B. im Koran (Sure, 2, 223).

ḳśn	*pw*	*ʾtnw*	*m*	*ḥr(j) d3d3*
kᵉśᵉn	pu	aʾtônᵉw	m	ḥrⁱ-dôdᵉ
ſchlimm	iſt	der Widerſpenſtige	gegen	den Vorgeſetzten

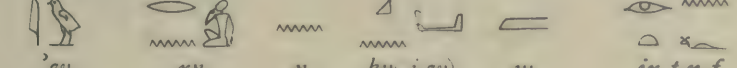


ʿnḫ tw	*tr n*	*śft-f*
ʿonḫtᵉ	tᵉr nᵉ	śeftᵉf
man lebt	zur Zeit	ſeiner Milde."

In freierer Form:

„Beuge deinen Rücken vor deinem Vorgeſetzten . . . .
dann wird dein Beſitz ſicher ſein . . . . .
Denn ſchlimm ergeht es dem, der ſich dem Vorgeſetzten nicht fügt,
von deſſen Gnade man (doch nur) lebt".

Den Beſchluß mag der ſtolze Spruch bilden, der vielleicht in der Zeit des großen Befreiungskrieges gegen die Hykſos (um 1700 v. Chr.) geprägt iſt, als vorübergehend ein kriegeriſcher Geiſt das ägyptiſche Bauernvolk erfüllte:



ʾw	*rn*	*n*	*ḳn(j-w)*	*m*	*jr.t-n-f*
ʾᵉw	rᵃn	nᵉ	ḳᵉn(j)ôw	m	jᵉrtnᵉf
Es iſt	der Name	des	ſtarken	in	dem, was er tat

nn	*ḥtm*	*m*	*t3*	*pn*	*dt*
nᵉn	ḥᵒtm	m	tᵒ	pᵉn	dᵉt
Nicht gibt es	Vernichtung	in	Lande	dieſem	ewig.

Das heißt:

„Der Name des Helden lebt in ſeinen Taten
Er wird in dieſem Lande nimmer vergehen".

Aus dieſen Beiſpielen hat hoffentlich der Leſer den Eindruck gewonnen, daß die ägyptiſche Schrift ſich lautlich leſen und über-

setzen läßt. Freilich wird er auch aus dem ersten Stück ersehen haben, daß es auch Stellen gibt, vor denen ein gewissenhafter Forscher heute noch sein ignoramus eingestehen muß. Aber alles in allem darf man sagen, daß sich die Schrift und Sprache der Pharaonenreiches ebenso erlernen läßt wie jede andere, die Steine und die Papyrusrollen reden wieder deutlich zu uns wie zu den ägyptischen Zeitgenossen dank der unsterblichen Tat Champollions, in dessen Namen diese Darstellung seines Werkes ausklingen mag.

Druck von August Pries in Leipzig.

Die phönizischen Inschriften

Von

Wilhelm Freiherr v. Landau
Dr. phil.

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

8. Jahrgang, Heft 3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also z. B.: AO. V, 2 S. 15 bez. AO. V, 2^2 S. 15.

Die großen Kulturländer des alten Orients haben eine Fülle von Urkunden geliefert, welche ihre Völker als reichlich so schreibselig zeigen, wie es die Menschheit des papierenen Zeitalters ist. Die Papyri und Ostraka Ägyptens, die Tontafeln der Euphratländer sind die Zeugnisse einer auf dem Schreibwesen beruhenden Verwaltung und Regierung, welche weit über das hinausgeht, was etwa die klassische oder die mittelalterliche Kultur auf diesem Gebiete geleistet hat. Nicht in allen ihren Stücken sind vielleicht diese Zeugnisse der Vergangenheit dem Forscher willkommene Funde. Statt der hunderte von Steuerquittungen oder von Lieferungstäfelchen mit ihren stereotypen Formeln sähe er wohl lieber Nachrichten über die politischen Schicksale der Staaten oder literarische Erzeugnisse nach Art der Epen und sonstigen Erzählungen dem Erdboden entsteigen, welche einen Einblick in die Geschichte oder das Geistesleben der ältesten Kultur der Menschheit eröffnen könnten. Wenn man von der Altertumswissenschaft aus, so wie sie sich vor der Wiedererschließung des alten Orients darstellte, an die orientalische Altertumskunde herantritt, so ist eine in Fleisch und Blut übergegangene Vorstellung die von der Verschiedenheit des Schreibwesens in bezug auf Literatur und Urkunde. Die erstere bedient sich des Papyrus, dann des Pergaments und schließlich des Papieres, um das Buch herzustellen, die Urkunde wird auf Stein oder festes Material geschrieben und ist meist zur öffentlichen Aufstellung bestimmt, sie ist, wenn von irgendwelcher Bedeutung, eine Inschrift. Deren Entwicklung in ihren Ursprüngen und ihren Bedingungen zu schildern — sie knüpft schon mit dem Material an Ägypten an — ist hier nicht die Aufgabe, nur der Unterschied zwischen Schriftstück und Inschrift soll betont werden, da er dem Fernerstehenden in der orientalischen Altertumskunde heute leicht verwischt erscheinen könnte. Man könnte geneigt sein, namentlich in der keilschriftlichen Altertumskunde, weil gewohnheitsgemäß von Inschriften gesprochen wird, sich nicht immer klar gegenwärtig zu halten, daß die überwiegende Zahl der Urkunden aus dem Bereiche der Euphratkultur nicht unter den Begriff der

Inschrift, sondern den des „Schriftstücks" fällt, denn die Tontafel ist, was in Ägypten der Papyrus, bei uns das Papier ist. Auf ihr wird das literarische oder geschäftliche Schriftstück verzeichnet, die öffentlich aufgestellte Inschrift in Stein bleibt ihr gegenüber stark in der Minderheit. Den sehr zahlreichen Inschriften des klassischen Altertums gegenüber erklärt sich das zum guten Teil aus der Verschiedenheit des politischen Lebens. Der Orient erfuhr, was der König zu verkünden für gut befand, in der Selbstverwaltung der griechischen Gemeinwesen war auch für die Taten oder Ansprüche des Bürgers ein Platz in der Öffentlichkeit.

Von dem nicht Keilschrift oder Hieroglyphen schreibenden Orient sind — wenn wir von der Bibel absehen — Inschriften nur wenig, Schriftstücke in verschwindender Minderheit auf uns gekommen.

Nur Ägypten liefert auf seinem Papyrus eine Anzahl von solchen; eine Rechnung aus einem cyprischen Tempelarchiv ist außer diesen vielleicht noch das größte Stück und das einzige dieser Art in phönizischer Sprache. Die biblischen Schriften sind der einzige Rest der Buchliteratur, der auf uns gekommen ist, und doch müssen Bücher, wie sie die Quellschriften der jetzigen biblischen Bücher darstellen, auch bei den übrigen Völkern Palästinas und Syriens reichlich geschrieben worden sein. Wir erfahren bei den Phöniziern von solchen durch die griechische Überlieferung, unmittelbare Reste in der Ursprache sind aber nicht erhalten.

Man kann danach ermessen, wie viel zu Grunde gegangen ist, und wenn die Steininschrift dauerhafter ist als das Material des Buches — Papyrus oder Pergament — so zeigt uns gerade die Spärlichkeit der Inschriftenfunde auf dem Boden Syriens und Palästinas, daß die Verhältnisse selbst deren Erhaltung nicht günstig gewesen sind. Es ist bezeichnend, daß gerade der Boden des eigentlichen Phönizien bisher noch die verhältnismäßig geringste Anzahl an phönizischen Inschriften — und damit also an Originalurkunden überhaupt — geliefert hat, und nach allem, was man auf Grund der Sachlage vermuten kann, ist auch wenig Hoffnung vorhanden, daß eine wesentliche Änderung selbst durch Ausgrabungen zu erzielen wäre. Man wird kaum mehr als Einzelfunde, wie bisher, erhoffen können und diese auch wohl vorwiegend nur aus einer Zeit, wo das phönizische Volksleben bereits unter fremden Einflüssen stand.

Wir werden nämlich noch sehen, daß die Inschriften, welche wir haben, bis auf unbedeutende Ausnahmen, erst der Zeit seit der

Perserherrschaft, meist sogar der hellenistischen, angehören, während wir doch gerade aus derjenigen Zeit Nachrichten und Zeugnisse haben möchten, wo in Phönizien wie im benachbarten Israel sich der Gebrauch einer eigenen Schriftsprache unter dem Einfluß eines verhältnismäßig selbständigen politischen Lebens entwickelt hat, d. h. ungefähr vom 10. bis zum 6. Jahrh. v. Chr.

Die Erklärung für diese ungünstige Sachlage gibt die Geschichte des Landes: durch die persische Eroberung sind die phönizischen Handelsstädte in politische Verhältnisse gekommen, welche ihrer friedlichen Entwicklung und damit der Anhäufung von Reichtum besonders günstig waren. Die Zugehörigkeit zu einem großen Staatsverbande ist an und für sich für ein handeltreibendes Volk von großem Vorteil, da sie ihm die Gewähr eines freieren und ungestörten Verkehrs bietet. Dann aber sind die Phönizier von den Persern sicher besonders rücksichtsvoll behandelt worden, denn sie stellten ihnen den größten Teil der Mittelmeerflotte und waren n den Kämpfen mit dem Griechentum der festeste Rückhalt für sie[1]. Die Vereinigung von griechischer und orientalischer Welt durch Alexander und den Hellenismus führte eine Blütezeit des Verkehrs im Mittelmeere herauf, und wenngleich die Phönizier jetzt nicht mehr die bevorzugte Seemacht waren, so haben sie doch in dem bald wieder erstandenen Gegensatz zwischen Ägypten und Syrien (Ptolemäer und Seleukiden) eine gewichtige Rolle gespielt und ihren Vorteil wahrzunehmen verstanden. Das römische Weltreich bot dann noch günstigere Bedingungen und so darf man sich die Jahrhunderte von der Perserherrschaft bis zur Aufsaugung des phönizischen Volkstums als Zeiten reichen Wohlstandes vorstellen.

Das Land hat dabei naturgemäß seine Kultur weiter entwickelt und ist namentlich den Einflüssen der verschiedenen Länder unterworfen gewesen, mit denen es im regsten Verkehr stand. Vor allem hat griechisches Wesen immer mehr um sich gegriffen und ist schließlich hier siegreich geblieben. Denn in den Jahrhunderten nach Christus müssen wir uns ein allmähliches Aufhören des phönizischen Volkstums denken, das schließlich seinen Ausdruck in dessen Ersatz der alten Landessprache durch das Griechische findet. Schon früher aber hat der Hellenismus in den führenden Schichten der Bevölkerung um sich gegriffen und damit auch seinen Einfluß in der Verwaltung und in der Kunst ausgeübt. Soweit namentlich die letztere

1) AO. II, 4² S. 28.

in Betracht kommt, muß das reiche Land damals sein Aussehen stark geändert haben; die griechischen Einflüsse haben die starren altorientalischen Formen immer mehr zurückgedrängt. Der Reichtum des Landes hat aber eine starke Bautätigkeit veranlaßt und in dem dicht bevölkerten Gebiete hat man in diesen Jahrhunderten die alten Bauten abgetragen, um sie durch neue, im neuen Geschmack errichtete zu ersetzen. Für die archäologische Erforschung ist das kein günstiges Verhältnis. Länder, deren Kultur einen schnellen Untergang gefunden hat und die dann lange wüst gelegen haben, bieten ihr unter dem schützenden Schutte reichere Ausbeute: dort, wo die aufräumende Hand der späteren Generation tätig gewesen ist, ist von den Resten älterer Zeiten meist nicht viel übrig geblieben. Das ist der Hauptgrund, warum der Boden Phöniziens so wenig ergiebig an Altertümern aus vorhelleniſtiſcher Zeit ist und warum wohl auch für die Zukunft kein bedeutender Zuwachs erwartet werden kann. Selbst das meiste von dem, was den phönizischen Charakter trägt, besonders die Inschriften, die wir haben und erwarten dürfen, reichen nicht über die Zeiten dieser Umwälzung hinauf. Nur zufällig erhaltene Stücke dürfen wir wohl zu besitzen hoffen, solche welche schon das Phönizien des Hellenismus als Altertümer angesehen hätte. Aber auch die Altertümer dieser verhältnismäßig jüngeren Zeit sind nicht allzu zahlreich. Das Altertum und das frühe Mittelalter hat damit aufgeräumt. Was Geldeswert besaß, war von Anfang an, wie uns die Grabinschriften zeigen werden, ein Gegenstand der Schatzgräber und von den zahllosen Felsengräbern, mit welchen der Boden Phöniziens durchsetzt ist, blieben fast nur solche verschont, von denen man im voraus wußte, daß sie keine solche Ausbeute versprachen. Die Denkmäler der Baukunst mußten aber späteren Zeiten als Baumaterial dienen und sind so im Laufe der Jahrhunderte für immer zu Grunde gegangen.

Der Untergang der phönizischen Sprache und damit das Aufhören nicht nur des Setzens von Inschriften, sondern auch ihres Verständnisses, hat man wohl mit dem Umsichgreifen des Christentums in gleichem Verhältnis anzunehmen. Phönizisch ist im 3. Jahrh. n. Chr. im Mutterlande kaum noch gesprochen worden und mit den Tempeln, deren letzte Constantin umstürzen ließ, ist wohl auch die letzte Pflegestätte phönizischer Sprache gefallen, wenn die Priesterschaft nicht vielleicht schon vorher die alten Überlieferungen aufgegeben hatte. Auf nordafrikanischem Boden hat sich das Punische länger behauptet, hier hat das Christentum sich nicht

feindlich gegen das alte Volkstum zu stellen brauchen. Als der Islam die byzantinische Herrschaft ablöste, war längst jede Überlieferung des phönizischen Altertums verloren gegangen und bei den Kämpfen zwischen abendländischem und islamischem Mittelalter, welche gerade um den Besitz der ehemals phönizischen Häfen geführt worden sind, wurde das Material, welches das spätere Altertum hinterlassen hatte, in den Befestigungen verwertet.

Phönizische Inschriften sind etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts vereinzelt bekannt geworden, und man hat sich schon bald darauf um das Verständnis bemüht, ohne daß es dabei über ein Raten aufs Geratewohl hinauskommen konnte. Eine wissenschaftliche Bearbeitung, die zugleich als Begründung des neuen Verständnisses der Inschriften und der phönizischen Sprache zu gelten hat, ging erst aus von dem Begründer des wissenschaftlichen Studiums des Hebräischen in Deutschland, Wilhelm Gesenius (geb. 1786, 1809 Professor in Halle a. S., † 1842). Nach mancherlei Vorarbeiten hat dieser zum ersten Male das gesamte zu seiner Zeit zugängliche Inschriftenmaterial sorgfältig und genau herausgegeben und in einer Weise behandelt, welche als der Ausgangspunkt der jetzigen Forschung gelten muß. Die nahe Verwandtschaft des Phönizischen mit dem Hebräischen machte den Begründer der modernen hebräischen Grammatik zum berufensten Bearbeiter des Gegenstandes. Die Bemühungen Frankreichs um die Erringung politischen und wirtschaftlichen Einflusses in Syrien haben dann eine besondere und erfolgreiche Pflege unseres Zweiges der Altertumswissenschaft herbeigeführt, die bis jetzt größte und best erhaltene der phönizischen Inschriften, die Sarginschrift Eschmun-azars war im Jahre 1855 gefunden und für das Museum des Louvre erworben worden. Als bei den Unruhen im Libanongebiet im Jahre 1860 Frankreich eine militärische Expedition zur Herstellung der Ruhe entsandte, wurde von dem für die Altertumswissenschaft begeisterten Kaiser Napoleon III. eine archäologische Untersuchung des Landes damit verbunden, welche die nachhaltigste gewesen ist, die bis jetzt stattgefunden hat. Die wissenschaftliche Leitung lag in den Händen von Ernest Renan und der Bericht über die Ergebnisse ist in einem umfangreichen Werke niedergelegt, das noch jetzt ein Quellenwerk der phönizischen Altertumskunde bildet[1]. Es wurden dabei Ausgrabungen in den großen

1) Mission de Phénicie dirigée par M. Ernest Renan, Paris 1864. Gr. 4°. 888 S. und ein Atlas mit 70 Tafeln.

Phönizierstädten, besonders in Byblos und Sidon veranstaltet, die freilich wenig Ergebnisse aus der eigentlichen phönizischen Zeit hatten. Von phönizischen Inschriften sind nur drei verhältnismäßig kurze in Um-el-awamid südlich von Tyrus gefunden worden. Trotzdem die Ausgrabungen mit jeder Arbeitermenge und an jedem beliebigen Orte mit völliger Freiheit ausgeführt werden konnten, zeigten sie zum ersten Male, wie geringe Erfolge man sich wegen der geschilderten Sachlage auf phönizischen Boden leider nur versprechen kann. Das begonnene Werk der wissenschaftlichen Pflege phönizischer Altertumskunde und vor allem der Erklärung und Sammlung der Inschriften hatte aber durch dieses Unternehmen einen kräftigen Anstoß erhalten und hat seitdem einen Mittelpunkt in Paris gefunden. Die Académie des inscriptions et belles lettres hat unter Renans Leitung die Herausgabe eines Corpus der „semitischen" Inschriften beschlossen und wenn die Ausführung des Planes auch so langsam vonstatten gegangen ist, daß das Unternehmen für die übrigen Teile (aramäische, südarabische, von hebräischen ist überhaupt nichts erschienen) nicht als gelungen gelten kann, so ist wenigstens der phönizische Teil in seiner Art durchgeführt worden. Auch ist Paris der Mittelpunkt der Pflege dieser Gattung der Inschriftenkunde geblieben und man ist dort nach wie vor äußerst rührig in den Bemühungen um Sammlung alles wissenschaftlichen Stoffes. Clermont-Ganneau gilt hier als der erste Kenner.

Eine archäologische Durchforschung Phöniziens hat seit Renan nicht wieder stattgefunden, es sind aber größere Inschriften durch Zufallsfunde bekannt geworden. Das sind vor allem 1869 die Inschrift Jachumeleks, des Königs von Byblos und der Sarkophag Tabnits, des Vaters Eschmun-azars, dessen Sarg 1855 gefunden worden war, und im Jahre 1887 bei einer Ausgrabung des Direktors des Ottomanischen Museums, Hamdi bey.

Von größeren Funden kann danach wohl noch die Feststellung der Reste eines Eschmuntempels, eine Stunde nördlich von Sidon, am Nahr auli genannt werden, welche 1902 Makridi bey gelang und die 1903 und 1904 im Auftrag des Ottomanischen Museums von ihm untersucht wurden. In den Mauern wurden eine ganze Anzahl von Inschriften mit zweierlei Text gefunden, welche Bodastart, Sohn Eschmun-azars, allein oder in Gemeinschaft mit seinem Sohn Jatanmelek gesetzt hat.

Ist so die Zahl der auf dem Boden des Mutterlandes gefundenen phönizischen Inschriften nicht groß, so sind sie im Bereiche

der weiteren Ausbreitung des Phöniziertums zahlreich gefunden worden, wenngleich der Umfang und die Bedeutung der einzelnen Stücke auch dort nie allzu groß ist. Auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft erregen schon ein paar Buchstaben das Blut des hier besonders rührigen — Antikenhändlers.

Vor allem ist Cypern zu nennen, das in verschiedenen Ruinenstätten, den ehemaligen Sitzen von Stadtkönigen, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Inschriften geliefert hat.

Die Mehrzahl enthält freilich nicht viel mehr als die kurzen Widmungsformeln. Die meisten stammen aus Kition, Larnaka; andere etwas inhaltsreichere aus Idalion, Tamassos und Narnaka.

Aus dem griechischen Sprachgebiete hat Delos eine Inschrift geliefert, sie enthält eine Weihung eines der sidonischen Könige, übrigens nur von ein paar Worten. Außerdem sind von der sidonischen Kolonie, wie wir sagen würden, der Metoikengemeinde, wie es griechisch heißen würde, in Athen mehrere Inschriften gefunden worden.

Aus Ägypten stammt ebenfalls eine Anzahl von Inschriften, einige Weihungen, die Mehrzahl aber in das Geschlecht der Graffiti gehörig, gelegentliche Namensverewigungen. Sie sind besonders zahlreich in Abydos.

Malta hat unter den ersten einige Inschriften geliefert, die sich freilich der Zahl nach nicht sehr vermehrt haben. Auch vom sizilischen Boden stammen nur wenige (die natürlich der Zeit der karthagischen Herrschaft angehören), Panormus, Motaja, Lilybaeum und das berühmte Aphrodite- (Astart-) Heiligtum auf dem Eryx sind die Herkunftsstätten. Die Inschrift vom Eryx ist aber nur durch eine alte Abschrift bekannt, welche die Herstellung ihres Inhalts nicht ermöglicht. Etwas ergiebiger ist der Boden Sardiniens gewesen, wo immerhin schon etwa 25 Stück bekannt sind, darunter eine (in zwei Exemplaren) aus Nora, welche der Schrift nach zu den ältesten phönizischen zu gehören scheint.

Im Gebiet des westlichen Mittelmeeres hat Frankreich auf seinem eigenen Boden einen der bedeutendsten Funde zu verzeichnen. In Marseille ist der größere Teil einer Steinplatte gefunden worden, welche einen Tarif für die beim Opfern zu leistenden Abgaben enthält. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß es sich um ein Stück handelt, das seinen Ursprung im alten Massilia, etwa in gleicher Weise wie die sidonischen Inschriften in Athen, gehabt hat, sondern der Stein wird irgend einmal als Kuriosum oder mit Schiffsballast

von der nordafrikanischen Küste nach der Hafenstadt verschleppt worden sein. Das wird auch bestätigt durch ein in Karthago selbst gefundenes Stück von einer wohl völlig gleichlautenden Inschrift, sowie durch einige Stücke von ähnlichen. Auch eine in Avignon gefundene Grabinschrift macht eher den Eindruck, daß sie dorthin in einer Zeit, die altheidnische Merkwürdigkeiten bewundern wollte, gebracht worden ist, als daß die darin genannten Personen aus priesterlichem Geschlechte einer im Inlande Galliens sitzenden Metoiken-Gemeinde angehört hätten. Ergiebig ist der Boden von Karthago gewesen, während das übrige Gebiet der alten Punier bisher noch nichts von Sprachresten der älteren, phönizischen Periode hergegeben hat.

Nur aus späterer Zeit, wo die Volkssprache in dem lautlichen Verfall, welcher als punisch zu bezeichnen ist, auch in Schriftdenkmälern angewendet wurde, sind einige Stücke bekannt geworden. Dieser Art gehören auch viele der Inschriften von Karthago selbst an. Diese sind in sehr großer Zahl gefunden worden — zu tausenden —, besitzen aber freilich für die Altertumskunde keinen ihrer Anzahl entsprechenden Wert, da sie nur die feststehende Formel solcher Inschriften enthalten und nicht viel mehr als die Namen der Verstorbenen geben. Da überdies der Namensschatz der semitischen Völker nicht sehr groß zu sein pflegt, so sind sie nur von verhältnismäßig geringem Interesse. Einige Stücke der Inschriften aus der Zeit, wo man noch phönizisch schrieb, gehören zur Art der schon erwähnten Opfertarife. Auch sonst sind in der letzten Zeit mehrere Grab- und Bauinschriften gefunden worden.

Der vorhandene Stoff reicht bei weitem nicht aus, um auch nur eine ungefähre Vorstellung von der Entwicklung des Schreibwesens der Phönizier zu geben. Abgesehen davon, daß eine völlig sichere zeitliche Bestimmung der einzelnen Inschriften nicht möglich ist, rühren die bis jetzt aufgefundenen Stücke auch von sehr verschiedenen Orten her, welche bei der Kleinstaaterei der Phönizier besonderen Gemeinwesen angehört haben, und sind auch inhaltlich so vereinzelt, daß man vorderhand nicht viel mehr tun kann, als je die größeren Inschriften für sich oder doch nur mit den zunächst zusammengehörigen zu betrachten. Die einfachste Anordnung ist dabei die rein äußerliche, die geographische.

Sachlich könnte man leicht namentlich zwei Gruppen unterscheiden: Grabinschriften (neben welche man noch die Graffiti stellen

kann) und Bau- oder Weihinschriften, welche über Ausführung von Bauten oder Errichtung von Weihgegenständen handeln. Was davon unterschieden ist, steht in seiner Art meist ziemlich vereinzelt. So der Ehrungsbeschluß aus Athen (der vielleicht griechischem Brauch seine Entstehung verdankt!) und die karthagischen Opfertarife.

Für uns sind die einzelnen Inschriften oft durch ganz andere Eigenschaften wertvoll als ihre eigentliche Bestimmung. Die Opfertarife liefern einen wertvollen kulturgeschichtlichen Einblick in die Gesellschaftsordnung, welcher auch dem Bibelleser manche Erinnerung wachrufen und ihm manche Stelle in hellerem Lichte erscheinen lassen wird. Die Grabinschrift eines Eschmun-azar ist für uns eher eine geschichtliche Urkunde und bei dem Mangel an Nachrichten sind wir wohl mehr geneigt, auch die übrigen Inschriften, welche Königsnamen oder Datierungen enthalten, in solchem Zusammenhang als in dem ihrer eigentlichen Meinung zu betrachten, sei es, daß sie wie die Tabnits auch Grabinschrift, sei es wie die Bod-Astarts Bauinschriften sind.

Nordphönizien ist vom Gebiete der eigentlichen Phönizier oder „Sidonier" politisch stets getrennt gewesen[1] und hat, soweit das überhaupt bei den gleichartigen Lebensbedingungen möglich ist, eine Gruppe für sich gebildet. Wir können aus den geringen Sprachproben, die wir haben, dialektische Abweichungen von der Sprache der südlichen Gruppen feststellen, welche merkwürdigerweise auf engere Verwandtschaft mit dem Hebräischen hindeuten. Die Sprache dieser Völker Kanaans muß in der Zeit, wo die großen Einwanderungen eben jener Völker stattfanden[2], eine Verbreitung gehabt haben, welche weit über das Gebiet des Küstenlandes hinausreichte. Erst durch die Einwanderungen der hettitischen und dann der aramäischen Völker in Syrien sind die kanaanäischen Dialekte auf ihr engeres Gebiet zurückgedrängt worden. Manches wird sich dabei in vereinzelten Landschaften erhalten haben und so haben wir in der Gegend von Sam'al (Sendschirli) im Amk — der Ebene der von Norden kommenden Nebenflüsse des Orontes — eine Sprache, welche in verschiedenen Stufen die Übergänge von einer eher als kanaanäisch oder phönizisch anzusehenden Sprache zur aramäischen zeigt. Dieser Übergangsprozeß gehört dann der Zeit von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. an. In derselben Gegend, zwei Stunden westlich von Sendschirli, bei

1) Vgl. AO. II, 4² S. 10. 2) AO. I, 1² S. 14; II, 4² S. 5.

Hassan-beili, ist eine ganz verstümmelte Inschrift gefunden worden, welche aber in den paar erkennbaren Worten eins der wichtigsten Zeugnisse für diese Bevölkerungsverhältnisse gibt. Sie ist zweifellos „phönizisch" in diesem Sinne abgefaßt worden, enthielt wahrscheinlich eine Weihung an den (Himmelsba'al ba'al schamim) und sprach vielleicht vom „König von Assur".

Das eigentliche phönizische Gebiet beginnt in Norden mit dem Bereiche des Königreiches Arvad[1].

Von dort sind bis jetzt nur zwei Inschriften bekannt, welche aus den gegenüber der Insel Ruad (dem alten Arvad), gelegenen Ansiedlungen (Amrith) stammen. Die eine steht auf einer Stele, welche eine kosmologische Darstellung enthält: auf den beiden Kuppen des Weltberges steht ein Löwe und über diesem der Hauptgott — eine Gestalt ähnlich dem Marduk der Babylonier, oder dem Teschub der Hettiter — und über diesem die Embleme der großen Gestirne. Die Inschrift ist so schwer erkennbar, daß sie lange überhaupt nicht bemerkt worden ist. Sie hat nur drei kurze Zeilen umfaßt und was sich mit Sicherheit feststellen läßt, ist nur, daß sie die Weihung an einen Gott enthält — dann doch offenbar den dargestellten, dessen Namen Clermont-Ganneau als Schadrapha lesen zu können glaubt. Von der Ruinenstätte gegenüber von Ruad, dem alten Antaradus (Tel Ramge) stammt eine in ihrem Sinne noch nicht ganz sicher gedeutete Inschrift auf einem Steine: „Hermeias, was er errichtet hat (d. h. Weihung), für Dmd, Sohn von T'schl". Die Eigennamen sehen fremdartig aus.

Die nächste größere Phönizierstadt nach Süden zu ist Byblos, wo zahlreiche Spuren des Altertums vorhanden sind. Freilich sind auch von dort erst zwei Inschriften bekannt, die aber beide eine größere Bedeutung in der phönizischen Epigraphik haben. Die jetzt im Berliner Museum befindliche ältere von beiden ist, wie so viele, nur Bruchstück. Sie steht auf einer Steinplatte mit dem hieroglyphischen Namenschilde des Königs Scheschonk I. (also des Zeitgenossen Rehabeams und Jerobeams), der auf einem Königszuge Palästina vorübergehend unter ägyptische Herrschaft gebracht hat. Die phönizische Inschrift ist abgebrochen und bestand nur aus zwei Zeilen am einen, und einer am andern Ende. So wenig sich vom Inhalt noch feststellen läßt, namentlich im Verhältnis zu dem, was wir von ihr hören möchten, so ist doch die Beziehung zu Ägypten

1) AO. II, 4² S. 10.

und zu Byblos sicher. Aber ob sie in Byblos gesetzt worden ist, ob der Stein zu diesem Zwecke von dem Weihenden aus Ägypten gebracht worden ist, ist nicht festzustellen. Unschätzbar wäre sie, wenn sie gleichzeitig mit der ägyptischen, also aus Scheschonks Zeit wäre. Sie wäre dann das älteste Denkmal phönizisch-kanaanäischer Schrift. Aber das ist wenig wahrscheinlich. Es muß doch wohl eine spätere Weihung sein. Der Wortlaut der Inschrift ist: „Abi baal, m l sch von Ägypten, der Baalat von Byblos". Es ist also eine Weihung an die Hauptgöttin der Stadt. Der Name des Weihenden ist phönizisch, er war also ein Beamter seines Volks in Ägypten oder aber ein in Ägypten zu Würden gelangter. Phönizier — etwas nicht Seltenes.

Die zweite Inschrift berichtet von Bauten eines Königs von Byblos, dessen Zeit man wahrscheinlich unter die persische Herrschaft zu setzen haben wird. Die Gegenstände, deren Herstellung darin erwähnt wird, sind doch wohl als zum Tempel der Stadtgöttin, der Baalat von Gobal gehörig zu denken[1]:

Ich bin Jachu-melek, König von Gobal (Byblos), Sohn Jachu-baals, Enkel Or-meleks, Königs (2) von Gobal, den gemacht hat die Fürstin, die Baalat von Gobal, zum König über Gobal. Ich rufe an (preise) (3) meine Fürstin, die Baalat von Gobal, [weil sie erhört hat meine St]imme. Und ich errichtete für meine Fürstin, die Baalat (4) von Gobal, diesen Altar aus Erz, welcher steht in diesem [Hofe], und diese Tür aus behauenem Stein, welche sich befindet (5) gegenüber (vor) diesem [Hofe?] und diese ' ? t aus behauenem Stein, welche sich befindet in[mi]tten des [Stei]nes, welcher steht an (liegt über?) dieser Tür aus behauenem Stein. (6) Und diese Säulenhalle und ihre Säulen und die [Capitäle,] welche darüber sind, und die Deckplatten habe ich gemacht, (7) Jachu-melek, König von Gobal, für meine Fürstin, die Baalat von Gobal. Denn, als ich anrief meine Fürstin, (8) Baalat von Gobal, da erhörte sie meine Stimme und erwies mir Gutes.

Es segne Baalat von Gobal Jachu-melek, (9) den König von Gobal, und gebe ihm Leben und verlängere seine Tage und Jahre (Regierung) über Gobal, [denn] ein gerechter (auch = legitimer) König ist er. Und es gebe (10) [ihm die Fürstin Ba]alat von Gobal Gnade in den Augen der Götter und in den Augen des Volkes dieses Landes und Gnade (vor) dem Volke des Landes (11) [. . . .[2] bis in Ewigkeit].

1) Die Wiedergabe der Inschriften beabsichtigt ein Bild von deren Inhalte zu geben. Auf sprachliche Einzelheiten, genauere Wiedergabe der Eigennamen, Hervorhebung von Unsicherem, Kennzeichnung der verschiedenen Sicherheitsgrade der Erklärung wie bei einer Bearbeitung zu wissenschaftlichen Zwecken, muß hier verzichtet werden.

2) Hier hat man vorgeschlagen zu ergänzen: andern (anderer Länder). Oder aber es müßte der Name eines Volkes — also nicht eines Königs! — gestanden haben, welches die Oberherrschaft über Byblos hatte. Das wäre nur

Jeder Fürst und jeder Mensch, welcher noch etwas tun will an diesem Al- (12) [tar und dieser Tü]r aus behauenem Stein und dieser Säulenhalle: da lege ich Jachu-melek, (13) [König von Gobal, Widerspruch ein gegen] die Ausführung dieses Werkes: Du sollst nicht setzen meinen Namen neben deinen und sollst nicht . . . (14) . . . . . an diesen Ort. Und [jeder (15) der . . . . ., den soll vertilgen] die Fürstin Baalat von Gobal, ihn selbst und seine Nachkommenschaft [1].

Aus Beirut, der nächsten der großen Hafenstädte ist noch keine phönizische Urkunde aufgetaucht. Die Stadt hat während der Zeit, wo diejenige phönizische Kultur blühte, welche Inschriften hinterlassen hat, keine selbständige Rolle gespielt.

Die größere Bedeutung von Sidon, dem nächsten und zeitweilig bedeutendsten Punkt phönizischen Volkslebens, kommt in einer Reihe von Inschriften zum Ausdruck, welche zu den inhaltreichsten gehören. Vor allem sind es die der Familie Tabnits, darunter seine eigene und seines Sohnes Grabinschrift. Die Zeit, in welche diese fallen, ist gegeben durch die Berufung Eschmun-azars auf den „Herrn der Könige". Das ist, wie sicher steht, der Titel, welchen die Ptolemäer als Oberherrn geführt haben. Dadurch sind wir auf die Zeit von ungefähr 300 v. Chr. an abwärts verwiesen und zwar wohl nicht viel tiefer; eine Anzahl von Schwierigkeiten, welche sich hier ergeben, berühren nur die eingehende Forschung.

1. Tabnits Sarg. Der Sarg und die Mumie des Königs sind im Museum zu Konstantinopel (vgl. S. 8).

„Ich bin Tabnit, der Priester der Astart, König der Sidonier, Sohn (2) Eschmun-azars, Priesters der Astart, Königs der Sidonier, welcher in diesem Sarge ruht. (3) Wer du auch seist, jeder Mensch, der du findest diesen Sarg, nicht sollst du (4) öffnen seinen Deckel und nicht mich stören. Denn nicht ist bei mir Silber, nicht ist bei mir (5) Gold, noch irgend etwas an Wertsachen (?). Nur ich liege in diesem Sarge. Nicht sollst du öffnen (6) seinen Deckel und nicht mich stören, denn ein Frevel gegen Astart (7) wäre dieses Tun. Und wenn du doch öffnen (8) solltest seinen Deckel und mich stören solltest, nicht soll dann sein dir Nachkommenschaft [1] im Leben unter der Sonne (9) noch eine Ruhestätte bei den Schatten.

2. Der Sarg Eschmun-azars; befindet sich im Museum des Louvre (gefunden s. S. 7). — Nach der Deutung von Zeile 2/3 ist Eschmun-azar als „Sohn einer Witwe" geboren, das wäre nach

in griechischer Zeit denkbar, aber selbst da hat wohl Byblos nicht zum attischen Bunde gehört. In allen andern Fällen — in persischer und in der Diadochenzeit müßte ein König genannt sein. An römische Herrschaft kann man kaum noch denken.

1) Ähnlich die Fluchformel der Keilinschriften: „soll (der Gott) ausrotten seinen Namen und seine Nachkommenschaft" u. ä.

dem Tode seines Vaters, als nachgeborenes Kind; dann wäre er nach Z. 1 nur 14 Jahre alt geworden, da sein Regierungsbeginn von der Geburt an rechnen würde. Die Inschrift ist von seiner Mutter Em-astart gesetzt, welche die Regierung[1] auch bei seinen Lebzeiten geführt hat, und sie dann — s. die folgenden Inschriften — an den Nachfolger abtreten mußte.

Im Monat Bul, im Jahre vierzehn[2] der Regierung des Königs Eschmun-azar, Königs der Sidonier, (2) Sohnes des Königs Tabnit, Königs der Sidonier: es spricht der König Eschmun-azar, König der Sidonier, folgendermaßen:

Ich bin dahingerafft (3) vor meiner Zeit, ein Kind von wenig Jahren (d. h. wenig Jahre alt), kränklich (?), eine Waise, Sohn einer Witwe. Und ich liege in diesem Sarge und in diesem Grabe (4) in der Stätte, die ich erbaut. Wer du auch seist, König oder Untertan, nicht soll man öffnen diese Grabstätte und (5) nicht suchen in ihr irgend etwas, denn nicht ist irgend etwas darin. Und nicht sollen sie wegnehmen den Sarg meiner Grabstätte und nicht mich fort- (6) tragen aus der Grabstätte nach einer andern Grabstätte. Und wenn die Menschen dich beschwatzen (dich anstiften dazu), so höre nicht auf sie. Denn jeder König oder Untertan, welcher öffnet die Kammer dieser Grabstätte oder der fortnimmt den Sarg meiner Grabstätte, oder der mich fortträgt aus dieser Grab- (8) stätte, nicht soll denen sein eine Grabstätte bei den Schatten und nicht sollen sie begraben werden in einem Grabe, und nicht soll ihnen sein ein Sohn oder Nachkommenschaft (9) nach ihnen. Und es sollen sie zu Schanden bringen (in Ungnade) die heiligen Götter bei dem mächtigen König[3], welcher über sie herrscht, daß er sie aus- (10) rotte, denjenigen König oder Untertan, welche öffnen die Kammer dieser Grabstätte, oder welche forttragen diesen (11) Sarg; und (ausrotte) die Nachkommenschaft dieses Königs oder Untertanen. Nicht soll ihnen sein eine Wurzel unten noch (12) Frucht oben, noch eine Blüte[4] im Leben unter der Sonne.

Ich nämlich — wir[5] — bin dahingerafft vor meiner Zeit, ein Kind von wenig (13) Jahren, kränklich (?), eine Waise, der Sohn einer Witwe ist.

Ich bin nämlich Eschmun-azar, König der Sidonier, Sohn (14) des Königs Tabnit, Königs der Sidonier, Enkel des Königs Eschmun-azar, Königs der Sidonier; und meine Mutter[6] ist Em-astart, (15) Priesterin der Astart,

1) Und die Würde der (Ober)priesterin der Astart, die vielleicht wichtiger war. Tabnit ist „Priester der Astart", während sein Sohn das nicht ist.

2) In Wort und Zahl.

3) d. i. dem Oberherrn — in diesem Falle der König von Ägypten (vgl. S. 14). Die Phönizier stehen seit Jahrhunderten unter der Herrschaft von „Großkönigen" (Assyrer, Perser, dann Alexander und nachher den Diadochen, Seleukiden, dann dauernd Ptolemäer).

4) Der Vergleich ist vom Baume genommen: Der Tote im Grabe ist die Wurzel seines Geschlechtes, welches in seinem Vertreter blüht wie Stamm und Blätter und Früchte trägt — die Nachkommenschaft.

5) Versehen des Steinmetzen. 6) Hier tritt deutlich die Rolle der Mutter als Regentin hervor, die für den Sohn spricht.

unsere Herrin, die Königin, Tochter[1] des Königs Eschmun-azar, Königs der Sidonier, die wir gebaut haben die (16) Tempel:

Den Tempel der Astart in Sidon, dem Meerlande[2], und wir haben Astart dorthin gebracht, indem wir es prächtig einrichteten (oder: unter Gepränge.).

Und wir (17) sind es, die gebaut haben einen Tempel dem Eschm[un-schar-]kodesch[3] . . . . . [4] im Gebirge (am Berge), und ihn dort wohnen ließen, indem wir es prächtig einrichteten.

Und wir sind es, die wir gebaut haben die Tempel (18) für die Götter der Sidonier in Sidon, dem Meerlande: einen Tempel für den Baal-Sidon und einen Tempel für Astart-schem-baal.

Auch hat uns gegeben der Herr der Könige[5] (19) Dor und Jaffa, die Getreideländer, die prächtigen, welche liegen im Gefilde Saron, wegen einer großen Abgabe[6], welche ich leistete. Und wir haben sie hinzugefügt (20) zu dem Gebiet des Landes, sodaß sie gehören den Sidoniern in Ewigkeit.

Wer du auch seist, König oder Untertan: nicht soll man öffnen meine Kammer und nicht bewegen meinen Deckel und nicht mich wegtragen aus dieser Grabstätte und nicht wegtragen den Sarg meiner Grabstätte. Damit nicht sie lassen zu Schanden werden (22) jene heiligen Götter und sie ausrotten, jenen König oder Untertan, und ihre Nachkommenschaft in Ewigkeit.

3. Das in der vorigen Inschrift erwähnte Heiligtum des Eschmun-schar-kodesch ist dasjenige, dessen Reste am Nahr auli, eine Stunde nördlich von Saida (S. 8) aufgefunden worden sind. Es war ein wohl in Terrassenform an einen Berg, etwa einen Kilometer oberhalb der Flußmündung, gelehnter Bau, aus großen Steinblöcken, von dessen unterstem und oberstem Teile noch Reste erhalten sind. In den untern Fundamenten sind in einer Anzahl von Exemplaren die beiden Bauinschriften gefunden worden. Sie stehen auf den Steinblöcken der Mauern und waren auf den einander zugekehrten Seiten der Blöcke angebracht, also unsichtbar.

König Bod-Astart, König der Sidonier, Enkel des Königs Eschmun-azar, Königs der Sidonier: in (3) Meer-Sidon[7], Schamim-ramim (d. h. Oberster

---

1) Sie war also die Schwester ihres Gatten Tabnit — Geschwisterehen sind auch sonst in den Königshäusern des Orients bezeugt, in Ägypten sind sie — auch damals, unter den Ptolemäern — die Regel; vgl. S. 19. 22.

2) Ein Teil der Stadt (oder des Stadtgebietes); vgl. die folgende Inschrift.

3) Demselben, von dem die folgenden Inschriften herrühren.

4) Zwei nicht verständliche Worte: Quelle Jidlal ergibt kaum einen Sinn; sollten nicht mehrere Worte fehlen? Der betreffende Tempel steht nicht im Gebirge, war aber an einen Bergabhang gelehnt.

5) Der König von Ägypten (Ptolemäos); vgl. S. 14.

6) Oder wegen der großen Abgaben — Steuern, Kriegsbeihilfen, Tribut. Sidon leistet große Abgaben und erhält dafür die betreffenden Städte.

7) Vgl. die vorige Inschrift, Zeile 16; alle die folgenden Namen müßten Bezeichnungen von Teilen des Stadtgebietes sein.

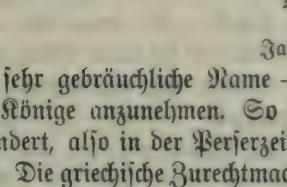
Himmel), Eres-reſchafim (d. h. Land der Totenſchatten), Sidon (4) iſt er glücklich geweſen in dem was er baute. Und in „Sidon der Ebene" (oder Sidonſchar) hat (5) er dieſen Tempel erbaut ſeinem Gotte Eſchmun-ſchar-kodeſch.

So lautet die Inſchrift, die offenbar der erſten Regierungszeit des Königs angehört, ſpäter ſind an dem Baue Ausbeſſerungen vorgenommen und die Inſchrift iſt in anderer, kürzerer Faſſung angebracht worden.

Dabei wird der Sohn und ernannte Thronfolger als Bauherr neben ſeinen Vater angeführt:

König Bod-Aſtart und der Kronprinz Jatan-melek, König der Sidonier, (2) Enkel des Königs Eſchmun-azar, Königs der Sidonier; dieſen Tempel hat er erbaut (3) ſeinem Gotte Eſchmun-ſchar-kodeſch.

Der Großvater Eſchmun azar iſt doch wohl auch — wenn man nicht an eine ganz andere Zeit denken will — der Vater Tabnits. Danach ergibt ſich als das wahrſcheinlichſte Abſtammungsverhältnis:



Der — ſehr gebräuchliche Name — Bod-Aſtart iſt auch ſonſt für ſidoniſche Könige anzunehmen. So iſt ein König dieſes Namens im 4. Jahrhundert, alſo in der Perſerzeit, durch ſeine Beziehungen zu Athen bekannt. Die griechiſche Zurechtmachung des Namens iſt Straton. Man kann alſo nicht ohne weiteres entſcheiden, ob von dieſem oder dem unſrigen — oder einem dritten -- die ſchon länger bekannte Inſchrift herrührt, welche von einer Arbeit am Aſtarte-Tempel ſpricht:

Im Monat m p ', im Jahre des Regierungsantrittes (2) des Königs Bod-Aſtart, Königs (3) der Sidonier, war es, daß baute Bod-Aſtart, (4) König der Sidonier, den ſch r n des . . . . (5) für ſeine Gottheit Aſtart.

Wenn man hierzu noch eine Weihinſchrift auf einer Säule nimmt, ſo hat man alles, was der Boden von Sidon bis jetzt an Inſchriften hergegeben hat:

Dieſe Säule iſt es, welche geſtiftet hat Abd-Miskar für L j p t, (2) den Oberſchanai, Sohn Baal-cilleachs, ſeinem Herrn (dem Gotte) Schalman. Er ſegne.

Zum ſidoniſchen Machtbereiche gehörte wohl die Stadt Heldua, halbwegs zwiſchen Beirut und Sidon. Ein Bruchſtück einer Inſchrift in großen Buchſtaben bietet nur zwei Zeilenanfänge, wonach die Inſchrift den Erlaß des Oberprieſters eines Heiligtumes, alſo wohl doch einer verhältnismäßig politiſch ſelbſtändigen Organiſation, enthalten zu haben ſcheint.

Die andere der beiden großen Hauptstädte der Phönizier, Tyrus, ist ebenfalls nicht ergiebiger in der Hergabe alter Urkunden gewesen. Das Stadtgebiet im engern Sinne würde in dieser Hinsicht sogar noch hinter Sidon zurückstehen, jedoch können die von der Ruinenstätte Um-el-awamid, etwas südlich von Tyrus herrührenden Inschriften, deren erste von Renan gefunden worden sind, ebenfalls als tyrische angesehen werden. Auch kann man zu den tyrischen zwei der wichtigsten Inschriften rechnen, welche in phönizischer Sprache auf uns gekommen sind. Sie sind zwar in Larnaka, dem alten Kition, auf Cypern gefunden, allein der Inhalt zeigt, daß sie tyrischen Ursprungs sind und wohl auch auf eine phönizische Gottheit Bezug haben. Kition war der Hauptstützpunkt der tyrischen Macht auf Cypern und hatte bei einer Eroberung und darauf folgenden Neugründung den Namen Kart-hadast (Neustadt) wie Carthago erhalten. Von den tyrischen Statthaltern rühren die Inschriften auf den Bruchstücken zweier Bronzeschalen her. Der darin genannte „König der Sidonier" Hiram, kann der als Zeitgenosse Salomos bekannte sein. In diesem Falle wären die beiden Inschriften die ältesten Denkmäler der phönizischen Schrift. Er kann aber auch der um 735 aus der Zeit der Assyrerherrschaft bekannte König dieses Namens sein. Die beiden Inschriften rührten von verschiedenen Statthaltern her, lauteten aber beide entsprechend:

A. [Schale des . . . . .]w, Statthalters von Kart-hadast (Kition), Diener Hirams, Königs der Sidonier, welche er weihte dem Baal-Libanon, seinem Herrn von den Erstlingen des Erzes[1] . . . . .

B. . . . . th b, Statthalter von Kart-hadast, welche er weihte dem Baal-Libanon, seinem Herrn . . . . . .

Um-el-awamid 1.

Dem Herrn Baal-schamim[2], Weihung von Abd-elim, (2) Sohn Mettens, Sohnes Abd-elims, Sohnes Baal-schamars (3) aus der Provinz Laodikeia[3]. Dieses Tor und diese Türflügel, (4) welche dazu gehören, habe ich errichtet. Vollständig habe ich es erbaut im Jahre 180 (5) des Herrn der Könige, im 143. Jahre des Volkes (6) von Tyrus[4], damit es sei mir zum Gedächtnis und guten Namen (7) unter dem Schritte meines Herrn Baal-schamim (8) in Ewigkeit. Er segne mich.

1) Cypern ist die wichtigste Herkunftsstelle für Kupfer!

2) d. i. Herr des Himmels.

3) Laodikeia am Meere, das heutige Ladakiye nördlich von Tripolis.

4) Die Ära von Tyrus — als freie Stadt mit eigener Verwaltung hat es wieder eigenes Münzrecht und eigene Zeitrechnung (Kalender) erhalten — beginnt also im 37. Jahre des „Herrn der Könige" (S. 14), d. i. der ptolemäischen Ära (Beginn 312). Die Inschrift ist demnach gesetzt im Jahre 132 v. Chr.

Der eigentliche Name der Ansiedlung von Um-el-awamid war wohl Hammon oder El-hammon:

Um-el-awamid 2.

Malk-Astart, dem Gotte von Hammon. (2) Weihung von Abd-Eschmun für seinen Sohn.

Um-el-awamid 4. (Inschrift von Ma'sub).

Die große Säulenhalle des Ostens und die (2) nördliche (?), welche gebaut haben der göttliche Gesandte[1] Malk- (3) Astart und seine Diener, die Bürger von Hammon (4) für Astart im Tempel des El-Hammon, im Jahre 26 des Ptolemäos, des Herrn (6) der Könige, des herrlichen, des Wohltäters (Euergetes), Sohnes des Ptolemäos und (7) der Arsinoë, des Göttergeschwister- (8) paares, 53. Jahr des Volkes [von Tyrus], (9) so wie er gebaut hat alle übrigen (10) Heiligtümer, welche im Lande sind, damit es sei ihm zum [Gedächtnis (11) und zum Ruhme in] Ewigkeit.

Sonst sind aus diesen Ruinenstätten nur noch einige Bruchstücke bekannt, deren Inschrift keinen Zusammenhang von Bedeutung ergibt. Neuerdings aber sind einige Statuen in Um-el-awamid gefunden worden, welche die Namen der Dargestellten in der gewohnheitsgemäßen Formel führen. Sie gehören ebenfalls einer verhältnismäßig späten Zeit d. h. der hellenistischen an und haben ihre Bedeutung mehr für die (spätere) phönizische Kunstgeschichte als für das Schrifttum.

Damit sind die auf dem Boden des eigentlichen Phönizien gefundenen Inschriften erschöpft. Die Gebiete weiter südwärts, welche zeitweilig bis nach Jaffa hin zum phönizischen Machtbereiche gehört haben — man vgl. die Inschrift Eschmun-azars — haben noch keinerlei Urkunden aus phönizischer Zeit geliefert. Ergebnisreicher sind die Ruinenstätten Cyperns gewesen, wo wir freilich phönizisches Wesen nicht in reiner Entwicklung zu finden hoffen dürfen. Denn auf dieser Insel hat die phönizische Eroberung nur eine politische Beherrschung zur Folge gehabt, während die Zusammensetzung der Bevölkerung durch andre vorphönizische Schichten und dann, etwa seit dem 8. Jahrhundert durch das um sich greifende Griechentum stark bestimmt worden ist. Es spricht um so mehr für die kräftige Entwicklung phönizischer Kultur, daß alles, was wir an sprachlichen Zeugnissen vom cyprischen Boden haben, eine reine, von fremden Einflüssen nicht berührte Sprache zeigt. Die Schrift zeigt kleine Eigentümlichkeiten — langausgezogene Grundstriche — sonst aber ebenso wenig wie die der ferner liegenden „Kolonien" grundsätzliche Unterschiede. In dieser Hinsicht können also alle diese vom Boden

1) Bezeichnung des Oberpriesters, der zugleich politische Herrschaft ausübt?

Cyperns stammenden Inschriften als gut phönizisch in Anspruch genommen werden. Das Mutterland lag dieser ersten natürlichen Staffel der Ausbreitung phönizischen Wesens so nahe, und die Beziehungen sind bis in die späte Zeit so enge geblieben, daß das Unterbleiben einer selbständigen Entwicklung des Schriftwesens durchaus begreiflich erscheint.

Die wichtigsten Inschriften stammen meist aus persischer und hellenistischer Zeit. Sie sind fast ausschließlich Weihinschriften auf Statuen, Altären u. dgl.

Kition[1] 1.

Am 6. Tage des Monates Bul im Jahre 21 des Königs Pum-jatan, Königs von Kition und (2) Idi'al (Idalion) und Tamasos, Sohnes des Königs Melek-jatan, Königs von Kition und Idi'al. Dieser Altar (3) und diese zwei — 2— Löwen sind es, welche gestiftet hat Bodo, Priester des Reschepḥ-ches[2], Sohn von Jakin-schillem, Sohnes von Eschmun-adon seinem Herrn Reschepḥ-ches. Er segne.

Kition 2.

Am 24. des Monats m r p ' im Jahre 37 des Königs Pum-jatan, Königs von Kition und Idi'al, Sohnes des Königs (2) Melek-jatan, Königs von Kition und Idi'al. Diese Statue ist es, welche gestiftet und errichtet hat aus Erz Ja'asch, die Gattin [Baal-]jatans, des Dienſers (?) (3) des Tempels der Astar]t, die Tochter Scham'as, Sohnes Ba[al-jatans], für ihre Herrin Astart. [Sie er]höre [die Stimme].

Es sind noch mehrere verstümmelte Inschriften und kleine Bruchstücke ähnlichen Inhalts vorhanden, welche in die Zeit desselben Königs gehören. Besonders häufig sind Weihungen an Eschmun-Melkart gewesen, eine Doppelgottheit, welche die beiden Hauptgötter von Tyrus und Sidon und die beiden Gegensätze der Natur[3] in sich vereinigt.

Auch eine der wenigen zweisprachigen — eine Grabinschrift — stammt von dort:

Kition 36.

Limyrnos, der Bechermacher, ich liege hier[4].

Ein Verzeichnis von Ausgaben der Verwaltung des Astart

1) vgl. S. 18.

2) Reschepḥ entspricht Apollo, es ist also eine Erscheinungsform der betreffenden Gottheit gemeint.

3) d. h. Sommer und Winter, Tag und Nacht, Mond und Sonne, Licht und Finsternis, Leben und Tod, Ober- und Unterwelt, also das Ganze in zwei Hälften und in einem sich ergänzenden Kreislauf.

4) Der griechische Text lautet: „Ein Xanthier aus Lykien, Limyrnos, der Bechermacher, ich liege hier".

Tempels gehört nicht zu den Inschriften im eigentlichen Sinne, ist aber als einzige Urkunde ihrer Art wertvoll.

Auch Idalion, das durch den Titel des Königs Pum-jatan als mit Kition zeitweilig vereint bewiesen wird, hat gleichartige Inschriften und aus gleicher Zeit geliefert. Sie rühren zum Teil von dem gleichen König und von seinem Vater her:

Idalion 3.

Dieses ist das Postament aus Stein gehauen, welches gestiftet hat der König Melek-jatan, König von Kition und Idi'al, Sohn von Baal-ram, seinem Gotte (2) Reschep-Mikal[1] in Idi'al, im Monat Bul im Jahre 2 seiner Regierung über Kition und Idi'al, weil er erhörte die Stimme. Er segne.

Idalion 4.

[Dieses ist die Statue, welche gestiftet hat der König Pum-jatan, König] von Kition und Idi'al, Sohn Melek-jatans, (2) [Königs von Kition und Idi'al, seinem Gotte Reschep-Mikal im Mo]nat k r r im Jahre acht — 8 — seiner Regierung über (3) [Kition und Idia'al, weil er erhörte die Stimme. Er segne.]

Auch aus ptolemäischer Zeit stammen mehrere der Inschriften von Idalion:

Idalion 8.

Der (Göttin) Anat, der Lebenskraft, (2) und dem Herrn der Könige[2] Ptolemäos, (3) hat Baal-schillem, Sohn Sesmajs (4) geheiligt den Altar zum guten G[lück][3].

Einige zweisprachige Inschriften in der eigenartigen alten cyprischen Silbenschrift sind sowohl in Idalion als in Tamassos gefunden worden:

Tamassos 1.

Dieses ist die Statue, welche gestiftet und errichtet (2) hat Menachem, Sohn von Ben-chodesch, Sohnes Menachems (3) Sohnes Ariks, seinem Herrn [Resch]eph- (4) alajjot im Monate Etanim im Jahre (5) dreißig — 30 — des Königs Melek-jatan, Königs von Kition und Idi'al, weil er erhörte die Stimme. Er segne.

Der griechische Text lautet: „Diese Statue hat gestiftet und errichtet Menasses (Mnaseas?) Sohn Numenions dem Gotte Apollo Eleitas[4]. Zum Heil.

1) Griechisch als Apollon Amyklaios bezeichnet.

2) Vgl. S. 14. 16. 18.

3) Zweisprachig; griechischer Text: Athene, der rettenden Siegerin, und des Königs Ptolemäos, hat Praxidemos, Sohn Sesmas, den Altar errichtet. Zum guten Glück.

4) In einer andern Inschrift als Apollo Alasiotas wiedergegeben, d. i. Reschep von Alaschia, dem durch die Tel-Amarna-Tafeln bekannten Namen von Cypern.

Inhaltreicher ist die zur Statue eines hohen Beamten[1] aus ptolemäischer Zeit gehörige Inschrift aus Narnaka (Larnax Lapithu):

Gut Glück. (2)Diese Statue gehört mir Jatan-Baal, dem Sohne des Landesobersten, Sohn Ger-Astarts des Landesobersten, Sohnes Abd-A[stars des Landesobersten, Sohnes . . . . . rs, (3)Sohnes Ger-Astarts, Sohnes Schallums p r k d m l[2], welche ich errichtet habe für mich im Heiligtume Melkarts z[um guten Gedächtnis für ewi]g für meinen Namen (4) am Neumond (ersten) des Monates Zebach-schischim, des Jahres elf des Herrn der Könige Ptolemaios, Sohnes des Herrn der Könige Ptolemaios, (5)welche sind für das Volk von Laphethus Jahre 33, als Priester war für den Herrn der Könige[3] Abd-Astart Sohn Ger-Astarts, (6)des Vorstehers des Landes p r k d m l.

Im Monat m p ' der Jahre 4 des Herrn der Könige (7)Ptolemaios, zu Lebzeiten meines Vaters[4], habe ich gelegt (aufgestellt) im Heiligtume Melkarts den m sch p n meines Vaters aus Bronze, und im Monat (8)Pealot der Jahre 5 des Herrn der Könige Ptolemaios, Sohnes des Herrn der Könige Ptolemaios bei Lebzeiten (9)meines Vaters habe ich geschenkt und geweiht die frei umherschweifenden Tiere[5] im Bereiche des Gefildes von Narnak für meinen Herrn Melkart (10)und ich habe zugeeignet die Einkünfte aus diesen Tieren und die Opfer aus dieser Stiftung (?) und die Altäre meinem Herrn Melkart (11)für mein Leben und das Leben meiner Nachkommenschaft, alltäglich, und dem mitregierenden Götterspross[6] Kleopatra (? ?) und meinen H[errn?] (12)an den Neu- und Vollmonden (?) allmonatlich[7] für immer, wie es bestimmt ist in der Tafel (?) aus Bronze (13)[welche ich geschrieben und befestigt habe an der Mauer, auf welcher steht die Darbringung meiner Frömmigkeit.

Und ich habe gemacht außer (?) (14) . . . . . ? ? aus Silber (?) im Gewichte von 102 Talenten (?) und habe sie geweiht (15)meinem Herrn Melkart.

Heil (?) und Glück sei mir und meinen Nachkommen und es gedenke meiner Melkart (16)[mit einem] guten [Namen]. . .

Ägypten ist zu allen Zeiten wie noch heutigen Tags von den geschäftsgewandten Söhnen der syrischen Küste aufgesucht worden. Seine gewaltigen und ehrwürdigen Bauten haben stets den Reisenden

1) Oder besser wohl Adligen, denn der „Landesoberste" ist doch wohl eine Würde, welche der einheimischen Verwaltung angehört. Der Betreffende wird natürlich aus den großen Grundbesitzern genommen.

2) Noch nicht erklärte Buchstabengruppe. Enthält sie vielleicht den Namen der Familie und des Gaues (der Grafschaft) der Familie?

3) Der König hat auch auf Cypern wie in Ägypten seinen Kult als Gott. Nach dem Oberpriester — der ein Bruder Jatan-Baals war — wird datiert.

4) Der aber jetzt — im Jahre 11 — tot ist.

5) Die Tiere stehen im Tempelgebiete unter dem Schutze des Gottes und bedürfen deshalb keiner besonderen Obhut.

6) Die Schwester und Gattin des Königs (vgl. S. 16 Anm. 1; S. 19) wird ebenfalls als Göttin verehrt.

7) Die Opfer für Melkart sind täglich, die für Ptolemaios und Kleopatra halbmonatig (14-tägig).

Veranlassung geboten ihre Namen an ihren Wänden zu verewigen. So finden sich zahlreiche solcher Graffiti von phönizischen Reisenden, die freilich inhaltlich selten ein Interesse bieten. Daneben sind aber auch von ansässigen Phöniziern Weihungen und dergl. erhalten. In diesem Zusammenhange ist auch wieder an die Scheschonk-Tafel von Byblos (S. 12) zu erinnern.

Besonders zahlreich sind die Graffiti am Osiris-Tempel zu Abydos, wo man einige 60 als phönizische erkennen kann, deren Lesung freilich nicht immer sicher ist. Unter ihnen zeichnet sich durch ein gewisses historisches Interesse eine der Inschriften aus, welche durch ein beigefügtes griechisches Epigramm ihre weitere Erläuterung erhält. Dieses nennt die Namen der Söldnerführer, welche mit König Psammetich[1] nach Elephantine (Assuan) zogen und die beigefügten sechs Zeilen mit phönizischen Namen gehören danach Phöniziern des Heeres an.

Die Inschrift auf einer Harpokrates-Statue (jetzt in Madrid) dürfte wohl ebenfalls aus Ägypten stammen:

Harpokrates, der Leben gebende, (2) seinem Diener Abd-Eschmun, Sohn Astart-jatans Sohnes Magons Sohnes von Ch n t Sohnes von (3) P th Sohnes von Th th Sohnes von P sch m . . j (4) im Jahre . . . .

Aus Memphis sind einige Weihungen bekannt. Auf der Basis, einer Stele aus weißem Marmor steht:

Dieses Weihestück habe ich aufgestellt, ich, Bod-Astart, Sohn von Abd-Milkot Sohnes von Beni-baal Sohnes von Abd-Milkot Sohnes von Beni-baal (2) Sohnes von Abd-Milko[t . . . . .] damit sie mich erhöre, mich: für meine Herrin die Gottheit Herrin Isis, die Gottheit Astart, und für die Götter, welche (3) . . . Sie mögen segnen [Bod-Astart und seine Söhne] Abd-Osir und Beni-baal und Abd-Schemesch und Paal-Astart und ihre Mutter Channi-Astart (4) und ihnen geben Gnade und Leben vor Göttern und Menschen.

Auf griechischem Boden ist aus der Zeit der Herrschaft der Ptolemäer in den Inschriften von Delos öfter „Philokles, König der Sidonier" erwähnt, der unter dem zweiten Ptolemäer die Stellung eines Vorstehers des Inselbundes einnahm. Indessen sind die betreffenden Inschriften alle in griechischer Sprache abgefaßt. Eine Weihung eines früheren „Königs der Sidonier", Abd-[Astart], wie wohl zu ergänzen, hat nur wenig Buchstaben erhalten. Ein König Straton ist im 4. Jahrhundert bezeugt und unmittelbar vor Alexander d. Gr.

1) Bisher gewöhnlich als Psammetich II. angesehen (594—589); nach neueren Anhalten scheint es jedoch (so W. M. Müller), als wäre es Psammetich I. (664—610). Die Frage ist für die griechische Epigraphik wichtig!

Die phönizische Kolonie (S. 9) von Athen hat bis jetzt 8 Inschriften geliefert, vorwiegend Grab- oder kurze Weihinschriften, wie:

Athen 5.

Ich bin Asepte, Tochter Eschmun-schillems, die Sidonierin. Errichtet für sie von (2) Jatan-Bel, Sohn Eschmun-cilleachs, dem Oberpriester des Gottes Nergal.

Jedoch ist auch eine inhaltreichere Mitteilung, ein Beschluß der Vertretung der Gemeinde erhalten, durch welchen eine Ehrung eines verdienten Gemeindebeamten verfügt wird (vgl. S. 11):

Athen 8.

Am 4 m r z ch (Monat) im Jahre 15 des Volkes von Sidon kam zu stande der Beschluß der Sidonier in der Versammlung, zu bekränzen (2) Schama-Baal, den Sohn Magons, welchen gesetzt hatte das Volk über den Tempel und über den Bau des Vorhofs des Tempels, (3) mit einem goldenen Kranz von 20 Dareiken vollgewichtig (?), weil er gebaut hat den Vorhof des Tempels und getan hat alles, (4) was ihm oblag an Dienst; (und) daß diese Verfügung schreiben sollten die Männer, welche gesetzt sind über den Tempel, (5) auf eine Marmor-Stele und daß sie sie aufstellen sollen in der Säulenhalle des Tempels vor den Augen der Leute, damit die Gemeinde sei (6) Zeuge. Zu dieser Stele sollen sie erheben vom Gelde (d. h. aus dem Schatze) des Gottes Baal-Sidon 20 Drachmen vollgewichtig (?), (7) damit wissen die Sidonier, daß versteht die Gemeinde zu belohnen die Leute, welche leisten (8) Dienste der Gemeinde.

Von der Art der gewöhnlichen Weihungen sind auch die Inschriften von Malta. Die eine zweisprachige besitzt ein besonderes Interesse durch die griechische Wiedergabe der Eigennamen, welche zugleich zeigen, wie hier ägyptischer Einfluß sich geltend macht, insofern der Gott Osiris bei der Namengebung bevorzugt zu sein scheint:

Malta 1.

Unserem Herrn Melkart, dem Herrn von Tyrus, geweiht (2) von deinem Diener Abd-Osir und seinem Bruder Osir-schamar, (3) den beiden Söhnen des Osir-schamar, Sohnes von Abd-Osir, weil er gehört hat ihre Stimme. Er segne.

Der griechische Text lautet:

Dionysios (= Abd-Osir) und Sarapion (Osir-schamar), die Söhne von Sarapion, Tyrier, dem Führer (archegetes) Herakles (= Melkart).

Eine Inschrift an einem Grabe gibt das Datum der Vollendung und Weihung nach dem Jahre des regierenden Eponymen oder Sufeten:

Malta 3.

Kammer des Hauses der Ewigkeit. Das Grab wurde gemacht (2) (und) geweiht bei seiner Vollendung am 1. des Monats (3) Merpa im Jahre Hannibals, (4) Sohnes Bod-melels.

Von den Inschriften, welche die karthagische Herrschaft auf

Sizilien hinterlassen hat (5 Stück) würde die eine von dem berühmten Heiligtume der Astart (Aphrodite) von Eryx (Ark) wohl das meiste Interesse bieten. Sie liegt uns aber nur in einer Abschrift aus einer Zeit vor, wo man phönizische Inschriften noch nicht zu lesen verstand und diese ist nicht mehr entzifferbar. So viel ist jedoch klar, daß sie in 8 Zeilen eine Weihung an die „Herrin, die Astart Ark" enthielt.

Derselben gilt auch eine Weihung aus Cagliari auf Sardinien:

Der Astart-Ark, dieser Altar aus E[rz, Weihung des . . . . .

Aus Pauli Gerrei, 60 Kilometer von Cagliari, rührt eine dreisprachige Inschrift, in phönizisch, griechisch, lateinisch:

Dem Herrn Eschmun mearrich (Aescolapio merre, griechisch: Asklepios Merre), ein Altar aus Erz, im Gewichte von hundert — 100 — Pfund, Weihung Kleons von der Genossenschaft der Salinenleute. Er erhörte (2) seine Stimme, heilte ihn. Im Jahre der Richter Himilkat und Abd-Eschmun, Sohn Himeleks.

Dem Schriftcharakter nach gehört zu den ältesten Inschriften Nora 1.

Denksäule des Rosch, Sohn des Nogeb aus Sardinien. Es hat ausgeführt das, was zu ihrer Errichtung gehört, Melek-jatan, Sohn des Rosch, Sohnes Nogeb's aus Lipis.

Die übrigen sardinischen gehören späterer Zeit an, sie sind ebenfalls Grabinschriften. Gleichartig ist auch die eine der beiden auf französischem Boden gefundenen, welche aber auch wegen der Person, der sie gilt, ein Interesse bietet:

Avignon.

Grab der Zaibkat, der Priesterin der Herrin der Götter. Sie war eine Toch[ter] (2) Abd-Eschmuns Sohnes Baal-jatans Sohnes Abd-Eschmuns, die Gattin (3) Baal-hannos, des Beamten der Götter, Sohnes Abd-Melkarts Sohnes (4) Himilkats Sohnes Abd-Eschmuns. Nicht zu öffnen.

Zu den karthagischen führt dann die große Opfertafel über, welche in Marseille gefunden worden ist (S. 9). Sie ist ihrem Inhalte nach zugleich eine wichtigere Urkunde als die meisten übrigen phönizischen und eröffnet wichtige Einblicke in die Organisation des hierarchischen und bürgerlichen Lebens der westlichen Kolonien, nach denen aber auch das des Mutterlandes beurteilt werden darf:

Tempel des Baal-[saphon]. Tari[f der Abg]aben, welchen aufgestellt haben die Männer, welche gesetzt sind über die Abga]ben. Zur Zeit [der Herren Chilles-]baal, des Sufeten, Sohnes Bod-Tanits, Sohnes Bod-[Esch-

muns und Chilles[1]-Baals], (2) des Suffeten, Sohnes Bod-Eschmuns, Sohnes Chilles-Baals und ihrer Gefährten[2].

(3) Vom Rind: Vollopfer oder Bittopfer oder Sühnvollopfer: für die Priester Silber(sekel) zehn — 10 — für eins und beim Vollopfer soll ihnen gehören außer dieser Abgabe vom F[leische ein Gewicht von dreihundert — 300 —] (4) und beim Bittopfer die q c rot und die j c lot; es gehören aber die Haut die Eingeweide und die Füße und der Rest des Fleisches dem Opfernden.

(5) Vom Kalb, welches Hörner hat, vom m ch j r[3] oder vom 'th w m th', und vom Widder: Vollopfer oder Bittopfer oder Sühnvollopfer: für den Priester Silber fünf — [5 — für eins; und beim Vollopfer soll ihnen gehören außer] (6) dieser Abgabe vom Fleische ein Gewicht von hundertundfünfzig — 150 —; und beim Bittopfer die q c rot und j c lot; es gehören aber die Haut und die Eingeweide und die Füße und der Rest des Fleisches dem Opfernden.]

(7) Vom Bock und der Ziege: Vollopfer oder Bittopfer oder Sühnvollopfer: für den Priester Silber Sekel 1, zar[4] 2, für eins; und beim Bittopfer sollen gehörsen ihnen außer dieser Abgabe die q c rot] (8) und j c lot; es gehören aber das Fell und die Eingeweide und die Füße dem Opfernden.

(9) Vom Schafe oder vom Lamm oder vom Bocklamm (?): Vollopfer oder Bittopfer oder Sühnvollopfer: für die Priester Silber drei Viertel (Sekel) zar [2 für eins; und beim Bittopfer sollen ihnen gehören außer] (10) dieser Abgabe die q c rot uno die j c lot; es gehören aber das Fell und die Eingeweide und die Füße und der Rest des Flei[sches dem Opfernden.]

(11) [Vom V]ogel, dem zahmen oder wilden: Sühnvollopfer oder Weissagungsopfer oder Schauopfer[5]: für die Priester Silber (Sekel) drei viertel zar 2 für eins; es gehört aber das Fl[eisch dem Opfernden.]

(12) Für den Vogel (?) oder Erstlingsheiligung (von Feldfrucht) oder Wildpret oder Mastopfer: für den Priester an Silber agrot 10 für jedes einzelne und [es gehört das Fleisch dem Opfernden].

(13) Von jedem Bittopfer, welches man vor die Götter bringt, sollen gehören den Priestern die q c rot und j c lot, und vom Bittopfer . . . . . .

(14) Für Teig (Mehl mit Öl) und für Milch und für jedes Opfer, welches irgend jemand opfert als mincha soll [zukommen den Priestern . . . . . .

(15) Für jedes Opfer, welches ein Mann opfert, der arm ist an Vieh oder arm an Geflügel, soll nicht zukommen den Prieste[rn irgend etwas.]

(16) Jeder Vollbürger (?) und jeder Schutzbürger (?) und jeder Götterschützling und jedermann, der opfert [. . . . . es sollen zahlen]

---

1) Er ist der Vaterbruder seines Mit-Suffeten.

2) Des „Collegiums" d. h. „Senats". Derselbe Ausdruck im Judentum „Johanan, Hoherpriester und der Senat (Ältesten-Kollegium, cheber) der Juden" auf Münzen.

3) verschiedene.

4) eine kleine Münze, Unterteil des Sekels.

5) Der Unterschied von „Weissagungsopfer" könnte etwa so gedacht werden, daß es nach einem „Gesicht" d. h. einem Traume gebracht wird, das Weissagungsopfer aber vor Beginn eines Unternehmens, um deren Ausgang zu erfahren.

(17) alle diese Leute den Tarif für je ein Opfer nach Maßgabe des Festgesetzten in der Urkunde . . . . . (17) Jede Abgabe, welche nicht festgesetzt ist auf dieser Tafel, soll man geben gemäß der Urkunde, welche [niedergeschrieben haben . . . . . die Männer, welche gesetzt waren über die Abgaben zur Zeit unserer Herren Chilles-baal, Sohn Bod-Tani]ts (19) und Chilles-Baal, Sohn Bod-Eschmuns und ihrer Gefährten.

(21) Jeder Opfernde, welcher nicht gibt al[les was steht a]uf dem Tarif, der[1] . . . . . .

Die Ergänzungen der Lücken in der Inschrift sind nach mehreren Bruchstücken von ähnlichen gegeben, welche in Karthago selbst gefunden sind.

Eine Weihinschrift aus Karthago ist mehr der in ihr — und auch sonst einige male — erwähnten Behörde als ihres Gegenstands wegen von Bedeutung:

Karthago 10.

Es haben erneuert und angefertigt diesen mathbach, ein Werk (?) von zehn Fuß, die 10 Männer, welche sind über die Heiligtümer, welche waren im Jahre [des N. N. Sohnes . . . . . Sohnes] (2) Ger-Sakons und Ger-Astarts, Sohnes Jehon-Baals, Sohnes Azar-baals, Sohnes Schofets und[2] Bod-Astarts, Sohnes . . . . . .

Bei den seit einer Reihe von Jahren fortgesetzten Ausgrabungen (unter Leitung von Delattre) sind in Karthago eine Reihe von Grabinschriften und auch von sogenannten tabellae devotionis (kleine Schriftstücke, meist auf Metall, welche mit Flüchen und Beschwörungen in die Gräber gelegt werden) gefunden worden.

Sonst gehörten hierher die zahlreichen Grabstelen mit ihrem formelhaften Inhalt. Sie enthalten stets die Worte:

Der Herrin Tanit[3] und dem Baal-hammon N. N. Sohn von N. N. usw.

1) oder: „der nicht gibt an die P[riester a]lle die Abgaben, welche . . .

2) Bod-Astart war nicht Suffet, sondern bekleidete ein anderes maßgebendes Amt.

3) Die Hauptgottheit von Karthago, von den Römern als virgo coelestis bezeichnet.

Neuere Werke über phönizische Inschriftenkunde:

Corpus inscriptionum Semiticorum. Vgl. vorn S. 8.

Lidzbarski, Handbuch der nordsemitischen Epigraphik. Weimar 1898. Mit vollständigem Literaturverzeichnis.

G. A. Cooke, A Text-book of North-Semitic Inscriptions. Oxford 1903. Zur Einführung in den Gegenstand besonders geeignet.

Die phönizischen Inschriften sind zusammengestellt von:

v. Landau, Beiträge zur Altertumskunde des Orients. II. III. Leipzig 1899. 1903.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

Forschungsreisen
in
Süd-Arabien
bis zum
Auftreten Eduard Glasers

Von

Dr. Otto Weber

Mit Kartenskizzen und Abbildungen

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

8. Jahrgang, Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also z. B.: AO. V, 2 S. 15 bez. AO. V, 2^2 S. 15.

Der erste Europäer, der in Süd-Arabien gereist ist und uns Kunde von dem, was er gesehen und erlebt, hinterlassen hat, war der Italiener Lodovicho di Barthema aus Bologna. Er war i. J. 1508 in Aden gelandet, wurde dort, als Christ, gefangen genommen und von dem Beherrscher des Landes nach seiner Residenz Rida', etwa 8 Tagereisen weit von der Küste im jemenischen Bergland gelegen, geschleppt. Drei Monate lang schmachtete er in der Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung streifte er im Lande umher, besuchte u. a. San'a, die Hauptstadt Jemens, wandte sich südlich nach Ta'izz (nördl. von Aden), berührte Zebid, nahe der Küste des Roten Meeres, und stieg dann nochmals in nw. Richtung in das Gebirgsland hinauf bis nach Dhamar. Von dort aus kehrte er nach Aden zurück, um Arabien zu verlassen und nach Indien weiter zu fahren. Seine Berichte sind nach Ritters Urteil „für die Zeit immer merkwürdig, aber nur flüchtige Mitteilungen, weniger geographisch Brauchbares, mehr die Geschichte eigener Schicksale enthaltend".

Wesentlich angenehmer für die Beteiligten verlief die Reise de la Grelaudiere's i. J. 1712. Dieser befand sich als Passagier auf dem Schiffe einer französischen Handelskompagnie, die sich um die Erschließung neuer Absatzgebiete in Arabien bemühte. Auf die Nachricht von der Landung von Europäern in Mocha ließ der damalige Beherrscher von Jemen, ein 87 jähriger Greis, die Fremdlinge um Abordnung eines Arztes ersuchen. Die Franzosen beschlossen die Gelegenheit zu benützen und durch eine förmliche Ambassade das Ansehen ihrer Nation im Land zu fördern. De la Grelaudiere, französischer Major in Pondichery, wurde mit einem Schiffsarzt abgeordnet und nahm den Weg auf der sog. Südstraße — Mocha, Ta'izz, Jerim, Dhamar — nach der nur $^1/_2$ Stunde von letzterem Orte gelegenen Residenz Mawahheb, einem kleinen Ort am Südabhange eines kleinen Berges gelegen. Nahe dabei besaß der Herrscher noch ein Bergschloß, das seinen kleinen Harem (für 30 Weiber) umschloß, unfern davon eine stark befestigte Citadelle, die u. a. seinen großen,

600—700 Weiber aller Farben aufweisenden Harem barg. Auch die Nachrichten dieses Reisenden sind kaum von irgendwelchem wissenschaftlichen Interesse.

Die erste mit wirklich wissenschaftlich brauchbaren Ergebnissen gekrönte Forschungsreise in Südarabien war ein dänisches Unternehmen. Die Expedition bestand aus fünf Mitgliedern, Prof. v. Hagen, einem Orientalisten, Prof. Forskal, einem Naturhistoriker, dem nachmals so hochberühmt gewordenen Leutnant Carsten Niebuhr, Chr. Carl Cramer und dem Maler Georg W. Bauernfeind. Die Expedition brach Anfang Januar 1761 von Kopenhagen auf. Erst im Februar 1763 betrat sie in Loheja an der Küste des Roten Meeres den Boden Südarabiens. Nach einigen Exkursionen in den Küstengegenden unternahm C. Niebuhr mit Forskal Ende März eine 12 tägige Orientierungstour von Beit el Fakih ins Gebirgsland bis nach Ta'izz, dann gegen NW. nach Zebid zurück. Eine weitere Tour in der Tehama führte die Reisenden südlich bis nach Mocha, wo v. Hagen dem mörderischen Klima erlag. Die nächste Tour führte von Mocha aus über Muza nach Ta'izz auf dem sog. Tarik el-Jemen, dem Südwege. Ende Juli brachen sie von Ta'izz auf gegen Norden auf die Hochterasse Jemens, über Jerim, wo Forskal starb, an Dhamar und Mawahheb vorüber nach San'a, wo sie am 16. Juli eintrafen. 10 Tage hielten sich die Reisenden dort auf und kehrten dann auf dem Tarik esch-Scham, dem Nordweg, nach Beit el Fakih und von da in die Tehama nach Mocha zurück. Am 23. August langten sie dort an.

1. Übersichtsskizze von Südwest-Arabien.

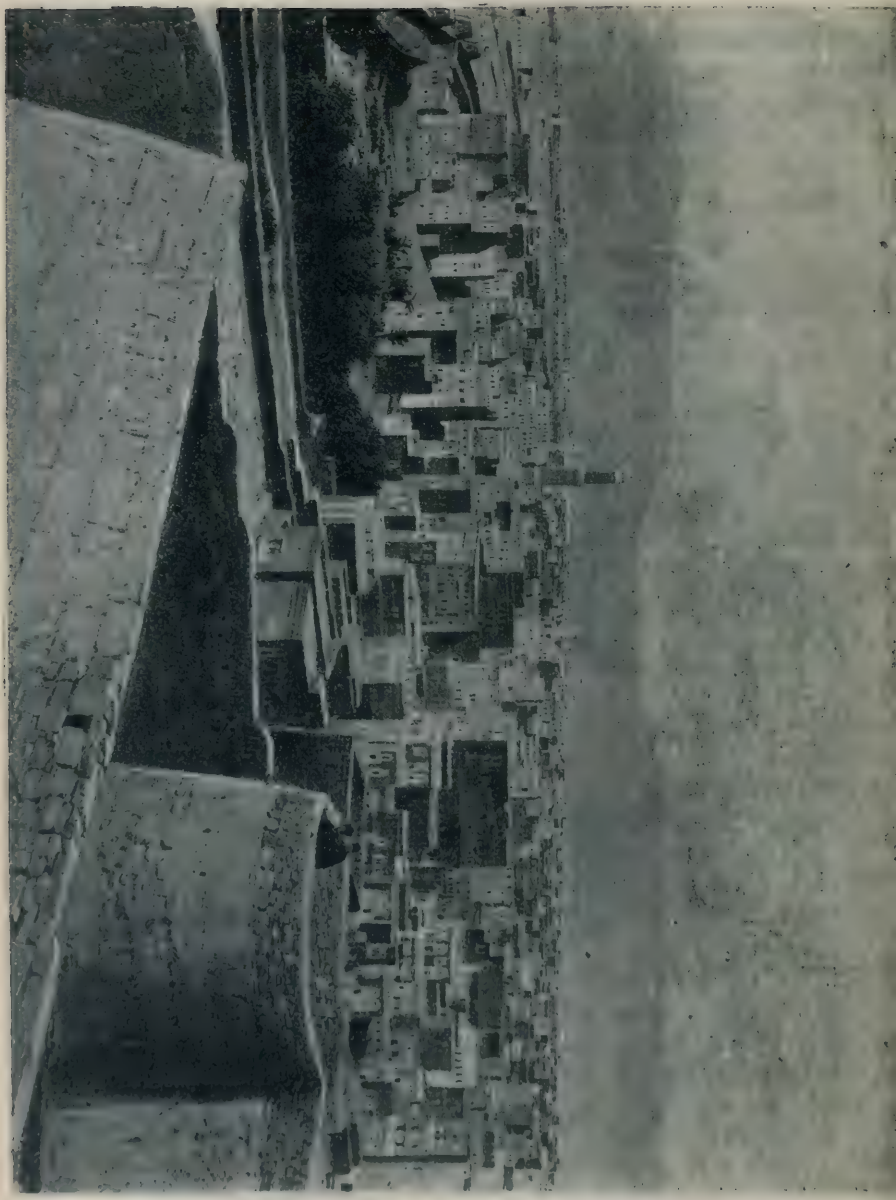
Volle 7 Monate hat diese Reise gedauert und überreich ist ihr Ergebnis für die Kenntnis des Landes geworden. Ritter nennt sie „die vollständigste und besonnenste", die bis zu seiner Zeit von

Europäern gemacht wurde. Der Schwerpunkt der Reiseergebnisse liegt in den topographischen, kartographischen, ethnographischen und naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Aufzeichnungen. Inschriften hat Niebuhr nicht mitgebracht. Aber er war der erste, der als Augenzeuge uns Kunde von ihnen vermittelt hat, freilich hat er nicht einmal ein Original, sondern nur eine Abschrift zu Gesicht bekommen. Er selbst sagt darüber (Beschreibung von Arabien S. 94):

Ich habe zwar nicht das Glück gehabt, in Jemen Denkmäler mit Inschriften von der Zeit der Hamjaren zu sehen; man sagte mir aber, daß man noch unter den Ruinen der berühmten Stadt Dhafar, etwa zwei Meilweges nach Südwest von Jerim, ingleichen an einer Mauer in dem Dorfe Hoddafa, am Wege von Damar nach San'a, alte Inschriften antreffe, die weder Juden noch Mohammedaner lesen könnten. Diese sind vielleicht mit den Schriftzügen geschrieben, welche Pococke die hamjarischen nennt. . . . Ein Holländer, welcher ein Mohammedaner geworden war, zeigte mir kurz vor meiner Abreise aus Mocha eine Inschrift von einem ganz unbekannten Alphabet, die er in einem Dorfe (wenn ich nicht irre) in dem Distrikt von Belad Anes kopiert hatte. Ich zweifle deswegen gar nicht, daß man in der bergigten Gegend von Jemen, und vornehmlich zwischen Taäz (Taizz), San'a und Tehama noch jetzt Inschriften mit hamjarischen Schriftzügen antreffen könne. Weil ich eben damals, als der erwähnte Holländer mir seine Abschrift zeigte, an einem hitzigen Fieber sehr krank lag, so hatte ich mehr Ursache, mich zum Tode zu bereiten, als alte unbekannte Inschriften zu sammeln, und versäumte deswegen die Gelegenheit, diejenige abzuschreiben, die er mir wies. Erinnere ich mich recht, so bestanden die Buchstaben dieser Schrift aus lauter geraden Strichen. . . ."

War es also Niebuhr nicht vergönnt gewesen, seine unsterblichen Verdienste um die Erforschung Südarabiens auch noch durch die Entdeckung der ersten Inschriften zu krönen, so gaben doch seine Andeutungen dem nächstfolgenden Forschungsreisenden, dem russischen Collegienassessor Dr. U. J. Seetzen, Veranlassung, sich eifrig um die Entdeckung solcher „alter unbekannter Inschriften" zu bemühen.

Seetzen suchte Niebuhr's Spuren zu folgen, machte aber gleichwohl vielfach ganz selbständige Touren. Von Hodeida aus, wo er i. J. 1810 von Mekka her eintraf, brach er am 28. März nach Zebid auf und wandte sich dann auf dem Nordwege nach Dhuran, wo eine Krankheit ihn einen ganzen Monat lang aufhielt, und von da nach San'a. Auf der Rückreise suchte er zwischen San'a und Dhamar vergeblich nach dem von Niebuhr als Fundstätte von alten Inschriften bezeichneten Hoddafa: von Dhamar aus ging er nach Jerim und in Zafar, 3 Stunden südlich von Jerim, sollte es ihm gelingen, die ersten alten Denkmäler zu entdecken. Drei Inschriften fielen ihm zunächst ins Auge. Die eine kaufte er für ein geringes, die



2. Ansicht von Samra

andere schrieb er, allerdings nur sehr flüchtig ab, die dritte, konnte er, da sie für das Auge zu hoch in einer Mauer eingelassen war, nicht kopieren. Eine Stunde von Zafar entfernt, in Mankat, fand er dazu noch 5 weitere Inschriftensteine in der Außenmauer der Moschee eingelassen, aber nur 2 konnte er abschreiben. So gering dieses Ergebnis erscheint, wenn man es an dem heute zugänglichen Material mißt, so war es doch der Anfang der Sabäistik. Freilich so lange nicht andere Texte zugänglich waren, konnte man mit den Kopien, von denen zugestandener Maßen nur die des mitgenommenen

3. Ansicht von Jerim.

Steines[1] Anspruch auf Korrektheit machen konnte, nichts anfangen. Zudem war Seetzen über diese einzige ernstlich in Betracht kommende Inschrift in einem verhängnisvollen Irrtum befangen. Sie war nämlich, wie dies auch bei anderen Inschriften der letzten Jahrhunderte vor Muhammed der Fall ist, als Relief gearbeitet. Anstatt der Erhöhungen hat nun Seetzen die Vertiefungen des Steines für die Buchstaben gehalten. Bei den übrigen Inschriften dagegen, die eingegraben waren, hielt er die Erhöhungen des Steines für die

[1] Wo dieser selbst geblieben, ob er jemals nach Europa gekommen ist, ist unbekannt.

Schriftzeichen. Selbstverständlich mußte er so zu den merkwürdigsten Ansichten über diese Schrift gelangen. Er findet darin „viele keilförmige Charaktere" und hält sie „vorläufig" für der persepolitanischen Schrift verwandt. Er sieht in ihr „etliche Hieroglyphen, welche menschliche Füße, und zwar bekleidete, darstellen" u. a. m.

Von Zafar aus wandte sich Seetzen südlich nach Ta'izz und von hier aus auf dem Wege, den schon Barthema gezogen, weiter direkt südwärts nach Aden. Von dort aus ging es auf dem Küstenwege wieder zurück nach Mocha. Hier hat sich die Spur des kühnen Reisenden völlig verloren. In dem am 10. November 1810 in Mocha geschriebenen Briefe an den Herausgeber von Zachs Monatlicher Korrespondenz, der einzigen Nachricht, die wir von seinen Reisen haben, spricht er voll Zuversicht über weitgehende Pläne, daß er noch einmal nach San'a gehen und von da nach Marib vordringen wolle, von dort aus werde er versuchen, ins Hadramautische überzugehen, die östlichen Küstenstädte besuchen, die Mahrasprache aufnehmen, das Innere von Oman durchstreifen und dann von Maskat aus zu Schiffe nach Mocha zurückkehren. Er soll auch wirklich eine zweite Reise nach San'a unternommen haben, aber bald nach seiner Abreise in der Nähe von Ta'izz am Wege ermordet aufgefunden worden sein. In Marib und in Hadramaut wußten Eingeborene späteren Reisenden wie Arnaud und v. Wrede von einem geheimnisvollen weißen Reisenden zu erzählen, der Inschriften abgeschrieben habe und ein großer Zauberer und Schatzgräber gewesen, aber plötzlich spurlos verschwunden sei. Ob dieser „Weiße" Seetzen gewesen, wer will das sagen? Eine andere Version der Legende läßt ihn übrigens in San'a von dem Imam vergiftet worden sein, andere lassen ihn, der Mohammedaner geworden war, um in Mekka Zutritt zur Kaaba zu gewinnen, und deren Inneres abzeichnen zu können, von Arabern, die in ihm den heimlichen Christen vermutet hätten, meuchlerisch umgebracht worden sein. Wie dem sei, er ist ein Opfer seiner Wissenschaft geworden und die südarabische Altertumskunde ehrt sein Andenken als das des ersten Entdeckers südarabischer Inschriften.

Erst 25 Jahre nach Seetzens Tod oder wenigstens Verschwinden hat wieder ein Europäer in wissenschaftlichem Interesse den Süden Arabiens bereist. Der englische Schiffsoffizier T. R. Wellsted hat, mit Küstenvermessungen an den Gestaden der Arabischen Halbinsel beauftragt, in den Jahren 1834 und 1835 Gelegenheit auch zu Ausflügen ins Innere Südarabiens gefunden. Von seinen Exkur-

sionen ist zunächst von besonderer Wichtigkeit die im Mai 1834 unternommene nach dem an der hadramautischen Küste gelegenen berühmten Hisn Ghurab, d. i. dem Rabenschloß, einem mächtigen dunklen Felsen, mit zahlreichen Ruinen von Häusern und Verteidigungswerken an seinem Abhang, der nahe der Mündung des Wadi Mesa'at ins Meer hineinragt. Hoch oben fanden sich einige In-

4. Ansicht von Ta'izz.

schriften, darunter eine größere von 10 Zeilen, in den glatten Felsen eingegraben, die denn auch von Wellstedt unter Mithilfe von Cruttenden und Hulton aufs sorgfältigste abgeschrieben worden sind.

Ein weiterer Abstecher führte Wellstedt Ende April und Anfang Mai 1835 durch das Wadi Mesa'at nach Nakb-el-Hagr. Unweit von Hisn Ghurab, an dem Vorgebirge Ra's el-Asida ging er

aus Land, die nahe gelegene Burg Ba-'l-haff zu besuchen. Hier hörte er von Beduinen, „daß sich in einiger Entfernung von der Küste beträchtliche Ruinen fänden, nach ihrer Aussage von Bauten der Ungläubigen herrührend und von hohem Altertum". Die überaus mühselige Reise hatte einen schönen Erfolg. Am 1. Mai traf Wellstedt bei den Ruinen von Nakb-el-Hagr ein. Sie liegen auf einem ansehnlichen Hügel, der sich mitten im Tal erhebt und ein breites Strombett teilt. In einer Höhe, die etwa $^1/_3$ der ganzen, vom Fuße an gerechneten Höhe ausmacht, ist rings um den Hügel „eine Mauer gezogen, welche an Stellen, wo sie vollständig erhalten ist, durchschnittlich 30—40 Fuß Höhe hat und durch viereckige Türme gedeckt wird, die in gleicher Entfernung von einander errichtet sind. Sie hat nur 2 Eingänge, welche nördlich und südlich einander gegenüber liegen an der Grenze des oben erwähnten flachen Tales. Jeder dieser Eingänge hat zu beiden Seiten einen hohlen, viereckigen Turm, an dem jede Seite 14 Fuß mißt." Der ganze Bau ist aus einem festen ins Graue fallenden Marmor gebaut, der mit äußerster Sorgfalt behauen war. Innerhalb des südlichen Eingangs fand sich die seither unter dem Namen „Nakb-el-Hagr-inschrift" bekannt gewordene Inschrift. „Sie ist mit äußerster Sorgfalt ausgeführt, in zwei horizontalen Linien auf der glatten Fläche der Bausteine, mit 8 Zoll langen Buchstaben". Leider war es Wellstedt unmöglich, das Innere der Anlage hinreichend genau zu erforschen. Seine größte Aufmerksamkeit erregte ein langes, viereckiges Gebäude, dessen Mauern nach den 4 Weltgegenden gerichtet und mit der größten Sorgfalt gebaut sind. Nach Wellstedts Meinung war es ein Tempel. Leider war das ganze Innere durch das eingestürzte Dach verschüttet, sodaß es nicht möglich war, einzudringen. Für die Kenntnis des altarabischen Kultus wäre die Bloßlegung dieser Stätte sicher von nicht geringer Bedeutung. Auch von den Eingeborenen konnte Wellstedt keinerlei ernstzunehmende Überlieferung über die Vergangenheit der Ruinen erkunkunden. Für sie geht eben alles auf die heidnischen Vorfahren zurück und ist in mystisches Dunkel gehüllt, mit Zauber und Teufelsspuck verwoben. So erhielt Wellstedt von einem Beduinen, dem er im Blick auf die stolzen Ruinen der alten Feste sagte, daß die Vorfahren doch mehr vermocht hätten als seine Zeitgenossen, die bezeichnende Antwort: „Glaubst Du, daß die Kafirs (die Ungläubigen) diese Steine ohne Beihilfe aufgebaut? Nein! nein! Sie hatten Teufel, Legionen von Teufeln — Gott schütze uns vor ihnen —,

die ihnen halfen." Und in allen Stätten der größeren Vergangenheit wittert ihr Aberglaube vergrabene Schätze von ungeheurem Werte, die von Dämonen bewacht sind. Und in jedem Fremden, der sich für diese Stätten interessiert, verdächtigen sie den gierigen Schatzgräber, der nur darauf ausgeht, ihre Reichtümer zu heben.

Auch die nächstfolgenden beiden Reisenden, die Engländer Hulton und Cruttenden, gehörten der mit Küstenmessungen beauftragten Kommission an. Sie hatten schon gemeinsam mit Wellstedt i. J. 1834 Hisn Ghurab besucht und unternahmen vom Juli bis Anfang September 1836 eine gemeinsame Exkursion von Mocha aus auf dem Nordwege nach Beit el Fakih und nach San'a und z. T. auf demselben Wege zurück nach Mocha. Ihre Absicht, bis nach Marib vorzudringen, wurde durch die Erkrankung des Dr. Hulton in San'a vereitelt. Sie zogen also in der Hauptsache, aber mit einigen Abweichungen denselben Weg, den schon Niebuhr und Seetzen gegangen waren und konnten deren Beobachtungen in allen wesentlichen Punkten vollauf bestätigen. In San'a, wo sie sich vom 26. Juli bis zum 20. August aufhielten, gelang es Cruttenden, 5 kleine sabäische Inschriftenfragmente zu entdecken. Er stieß auch im Garten des Imam auf einen aus Marmor gehauenen Kopf, von dem ihm gesagt wurde, daß er aus Marib stamme und einer Statue angehörte, die der Imam als einen Rest des alten Götzendienstes zertrümmern ließ.

Noch im selben Jahre zog ein deutscher Judenmissionar, Joseph Wolff, fast die nämliche Straße wie seine unmittelbaren Vorgänger von Mocha nach San'a. Ihn trieben freilich weder sprachliche noch geographische Interessen und mit vier Kamelen, die er mit Bibeln, Neuen Testamenten, Psalmen usw. beladen hatte, er selbst auf einem Esel nebenherreitend, zog er ins Land, um das Evangelium zu predigen. Wolff hat nun in seinen Reiseberichten namentlich zur Aufklärung der religiösen Eigentümlichkeiten des Volkes viel Material beigebracht. Bei den ungemein wechselvollen Schicksalen, die die Bewohner des südlichen Arabiens gerade in religiöser Hinsicht gehabt haben, ist es gar nicht anders möglich, als daß sich ganz eigenartige religiöse Vorstellungen und Überlieferungen hier und da in zähem Leben erhalten haben. Leider aber entbehren nach dem Urteil landeskundiger Forscher Wolffs Angaben viel zu sehr der Zuverlässigkeit, als daß hier näher auf sie eingegangen werden könnte.

Die Reise des Botanikers Paul Emile Botta, im Auftrage

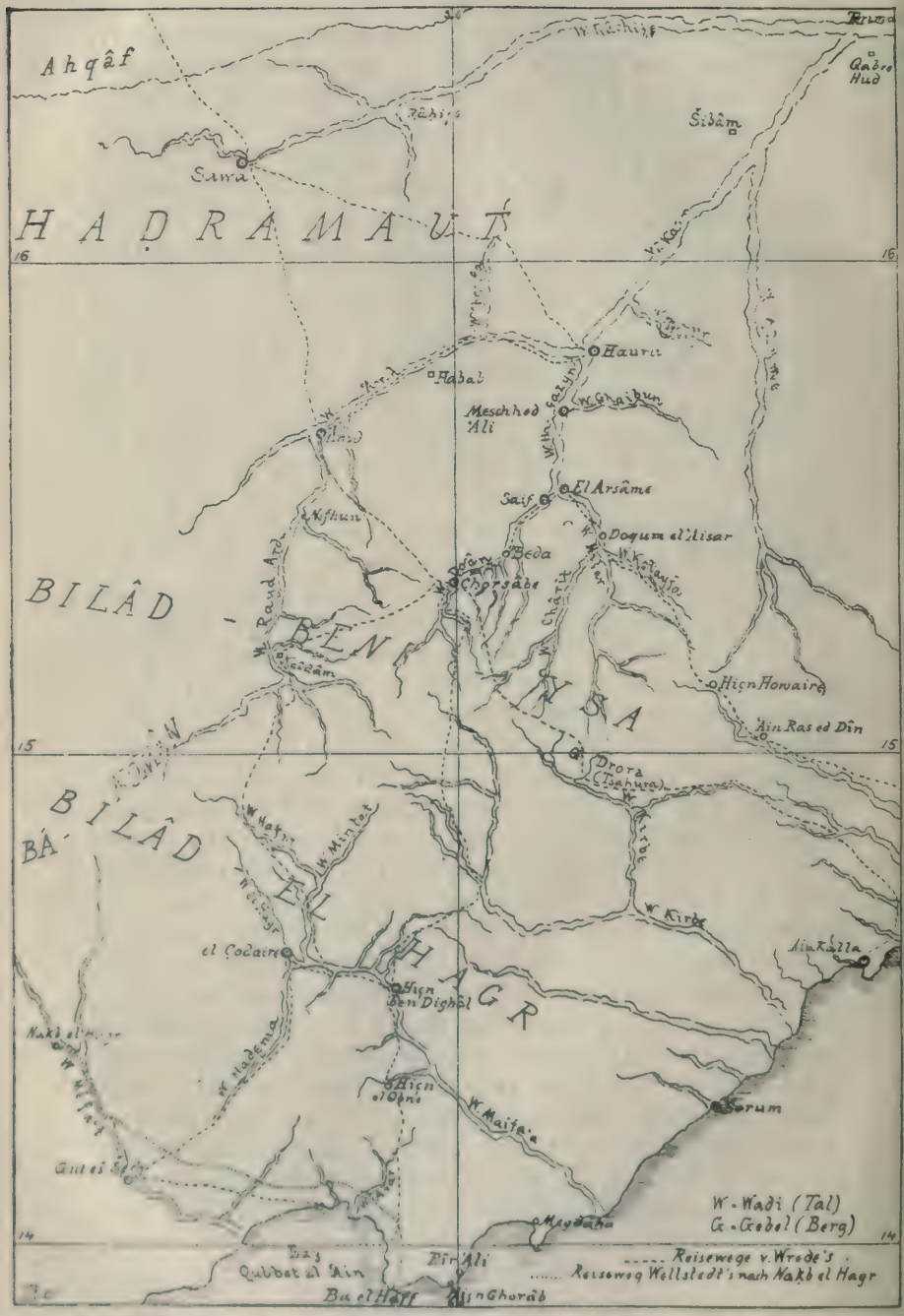
des naturhistorischen Museums in Paris i. J. 1837 unternommen, war von vornherein hauptsächlich naturwissenschaftlichen Studien gewidmet. Die Unruhen im Lande verboten zudem auch größere Exkursionen ins Innere. Doch ist es dem Forscher gelungen, den Berg Sabber, unweit Ta'izz, zu besteigen, der nach einem arabischen Spruch noch alle Kräuter der Welt auf seinem Rücken tragen sollte, und dort reiche botanische Ernte, namentlich eine noch unbekannte arabische Gipfelflora, zu sammeln.

Verdienst und öffentliche Anerkennung stehen in der Wissenschaft sehr oft in einem schreienden Mißverhältnis zu einander. Dafür ließe sich auch aus der Geschichte der Forschungsreisen in Arabien gar manches Beispiel anführen, keines aber mit größerem Rechte als das des hochverdienten deutschen Forschers Adolf von Wrede, der im Jahre 1843 Hadramaut bereist und ein großes Gebiet zum ersten Male erschlossen hat, in das auch nach ihm niemand mehr vorgedrungen ist. Wrede widerfuhr die grausamste Enttäuschung, die dem widerfahren kann, der darauf brennt, der Mitwelt Kunde zu geben von allem, was er unter unsäglichen Mühen, Entbehrungen und Gefahren für sie errungen hat: man hat ihn mit dürren Worten als einen „Schwindler", seine ganze Reise für erdichtet, seine Berichte für das Fabrikat eines Phantasten erklärt. So war es Wrede ganz unmöglich, einen Verleger für seinen Reisebericht zu finden und als er versuchte, ihn in England in englischer Sprache erscheinen zu lassen, widerfuhr ihm das weitere Mißgeschick, daß der Übersetzer plötzlich durch Selbstmord starb und in seinem Nachlaß die Karten und sonstigen Zeichnungen Wredes nicht mehr gefunden wurden, weshalb auch die englische Ausgabe nicht mehr zustande kam. Verbittert und aller Existenzmittel entblößt mußte der Forscher sich zur Annahme eines kleinen Försterpostens im Dienst des Freiherrn von Haxthausen in Westphalen entschließen, den er aber bald wieder verließ, um (etwa 1856) auszuwandern. Seitdem ist er völlig verschollen. Als der spätere Reisende Frhr. v. Maltzan auf den schriftlichen Nachlaß des Forschers aufmerksam gemacht wurde und Nachforschungen über Heimat und Lebensschicksale v. Wredes anstellte, vermochte er nichts zu erkunden. Die Spur des bedauernswerten Mannes war vollständig verloren gegangen. Wir haben nichts von ihm als die Aufzeichnungen über seine Reisen, und von diesen hat v. Maltzan die Berichte über die Reise in Hadramaut im Jahre 1870 veröffentlicht und der Wissenschaft damit einen ungemein fesselnden und anschaulichen, durch reiche Details über Sitten

und Gebräuche der Beduinen instruktiven Beitrag zur Kenntnis des modernen Arabien geschenkt. Wrede danken wir auch die Kenntnis der Inschrift von Obne, einer der bisher sehr wenig zahlreichen alten Inschriften in hadramautischer Sprache.

Die Route v. Wredes ist in Kürze folgende:

Am 24. Juni 1843 ging er von Borum die Südküste Arabiens entlang nach Makalla, von dort nach dem Berge Tschahura (Maltzan: Drora) (26.—30. Juni) und nach Choraibe in dem überaus fruchtbaren und landschaftlich reizvollen Wadi Duan (1.—4. Juli); dort hörte er von den Inschriften im Wadi Obne und Wadi Mesa't und beschloß alsbald, dorthin zu gehen. In Choraibe erzählte man ihm auch, daß vor 10 Jahren ein Mann mit „rotem Bart" (Seetzen?) die Ruinen besucht habe, aber auf dem Wege nach Marib von Beduinen erschlagen worden sei. Am 8. Juli brach Wrede von Choraibe auf und kam am 13. Juli nach Hisn ben Dighal, wo er Inschriftenreste an Häusern fand, und von dort aus gelangte er am 16. Juli zu den Ruinen von Obne. Diese Ruinen seien nicht die einer Stadt, sondern einer quer durchs Tal gezogenen Mauer, von ca. 7 m Höhe und über 6 m Breite, die, wie er meint, bestimmt war, den Zugang zum Wadi Hagr und damit zum eigentlichen Hadramaut zu versperren. Reste anderer Bauten konnte Wrede dort nicht finden. Interessant sind auch die Legenden, die sich an den Ort knüpfen, wie die von dem Aditenkönige Schaddad und dem Propheten Hud. Von Obne aus zog Wrede südwärts und dann in der Küstenebene westlich nach Gul esch-Schaich, wo er am 19. Juli ankam. Den Abstecher nach den nahen Ruinen von Nakb el Hagr mußte er wegen der feindlichen Haltung der Beduinen aufgeben. Er zog nun durch das Wadi Hadena nach dem Wadi Hagar über Codaire nach Hisn ben Dighal zurück, wo er am 23. Juli wieder ankam. Auf einem westlichen Wege durch die Wadis Mintat und Raide-Ardin ging er dann nach Choraibe im Wadi Duan zurück (31. Juli). Von dort aus führte ihn sein Weg nordwestlich zum Wadi 'Amd, wo er — in einem weltverlorenen Winkel dieses von „Halbwilden" bewohnten Landes — einen ehrwürdigen Scheich traf, der infolge eines längeren Aufenthalts in Indien die englische Sprache vollkommen beherrschte, englische Bücher besaß und vor allem durch sein tiefgehendes Verständnis für die Zwecke von Wredes Reise in einem überaus auffallenden, für unseren Reisenden höchst erfreulichen und vorteilhaften Gegensatz zu seinen Volksgenossen stand. Von 'Amd aus ging Wrede nach Haura, einer ansehnlichen Stadt von ca.



5. Süd-Arabien mit den Reisewegen von Wellstedt und Wrede. Nach Maltzan.

8000 Einwohnern im Wadi Kasr (9. August). Am 11. August unternahm er einen Ausflug nach der Wüste El Ahqaf über Sawa durch das Wadi Rachije. In Sawa fand er alte Grabmäler und Spuren alter Inschriften. Der Rückweg führte ihn über 'Amd wiederum nach Choraibe (21. August). Nun gedachte er das Wadi Hagaryn entlang zu ziehen, die Ruinen des Wadi Ghaibun, wo viele Ruinen mit Inschriften sein sollten, und dann Schibam und das Grab des Propheten Hud im Wadi Mesile zu besuchen, er sollte aber nur bis zur Stadt Saif kommen. Dort waren damals wegen der Wallfahrt zum Grabe des Propheten Hud, die in diese Zeit fiel, die auch für Wrede der immer wieder zu seiner Rechtfertigung betonte vorgebliche Zweck seiner ganzen Reise war, große Scharen von Beduinen aus verschiedenen Stämmen zusammengeströmt. Er wurde als „Spion der Ferenghy" verdächtigt und nur wie durch ein Wunder entging er dem Tode durch die Hand der phanatisierten Massen. Er wurde gefangen genommen, aller seiner Barmittel beraubt und nur unter der Bedingung freigelassen, daß er alle seine Aufzeichnungen herausgebe und auf dem direktesten Wege nach Makalla zurückkehre. Glücklicherweise hatte er seine Notizen vorher alle reingeschrieben, sodaß es ihm gelang, wenigstens diese Duplikate zu retten. Dagegen war es ganz unmöglich, das Reisegebot des Sultans zu umgehen. Wrede mußte sich darein fügen, von dem Beduinen, den ihm der Sultan mitgab, geleitet, direkt nach Makalla zu wandern, wo er am 8. September ankam. Von da aus kehrte er zu Schiffe nach Aden zurück.

Die für die altjemenische Inschriftenkunde bedeutsamste Epoche beginnt in demselben Jahre (1843), in dem v. Wrede gereist ist, mit den kühnen und überaus erfolgreichen Reisen des französischen Apothekers Joseph Arnaud.

Bisher war es keinem Reisenden — wenn nicht etwa Seetzen, aber darüber fehlen uns sichere Nachrichten — gelungen, weit über San'a hinauszukommen. Namentlich die alte Metropole des Sabäerreiches, Marib, war, obwohl nur wenige Tagereisen weit östlich von San'a gelegen, noch von keinem Reisenden erreicht worden. Alle bisher ausgeführten Exkursionen beschränkten sich auf das von den Verbindungslinien der Plätze Aden, San'a, Loheja, Mocha, Aden umspannte Gebiet und auf die Hadramautischen Gegenden. Die Mehrzahl der alten Ruinenstätten, die eine große epigraphische Ausbeute versprechen, liegen außerhalb dieser Grenzen. So ist es

erklärlich, daß das inschriftliche Material, das bis zum Auftreten Arnauds entdeckt wurde, ungemein dürftig war. Es umfaßte alles in allem etwa 15 Inschriften, von denen nur der kleinere Teil nach Umfang und Inhalt wirklich bedeutungsvoll war.

Arnaud war früher als Apotheker in den Diensten des Imam von San'a gestanden und hatte dessen volles Vertrauen genossen. In San'a hatte er schon viel von den Inschriften und Ruinen in Marib gehört und brannte vor Begierde, sie der Wissenschaft zugänglich zu machen. Bei einem Besuche des französischen Konsuls Fresnel in Dschidda fand er volles Verständnis und energische Aufmunterung für seine Pläne. Er schloß sich einer von Dschidda nach San'a reisenden türkischen Gesandschaft an und kam am 9. Juli 1843 wieder nach San'a. Dort trennte er sich alsbald von den Türken, hielt sich in einem kleinen Kaffeehause verborgen und betrieb von da aus in aller Stille die Vorbereitung zu seiner gefährlichen Reise. Es gelang ihm, zuverlässige Führer und Begleiter zu finden, sodaß er das Unternehmen wagen durfte.

Der eingeborene Begleiter ist in der Tat die wichtigste Voraussetzung für das Gelingen solcher Reisen in Arabien. Die Sicherheit, die dieser dank dem Verhältnisse seines Stammes zu denen der zu durchquerenden Gebiete genießt, ist die des Reisenden selber. Der Führer nimmt den Reisenden unter seinen und seines Stammes Schutz. Eine Verletzung seiner Schutzbefohlenen schließt die des Beschützers in sich, natürlich nur so lange, als der Reisende alles vermeidet, was ihn als Christen, Türken oder Ferenghy (Europäer) verdächtigen kann; ist ein solcher Verdacht einmal rege geworden, so können meist nur ganz besondere Umstände ihn vor dem Fanatismus der Eingeborenen retten. Den Führer dagegen verpflichtet das einmal feierlich abgegebene Versprechen unter allen Umständen zur Treue gegen seine Schutzbefohlenen. Das kommt besonders deutlich zum Ausdruck in der Zeremonie, mit der in Hadramaut[1] die Übergabe eines Fremden in den Schutz eines Beduinen vollzogen wird. Wrede erzählt darüber (S. 55):

„Nach Abschluß des Kontraktes legte mein Wirt die Hand des Beduinen in die meinige und frug ihn, ‚ob er mich und meine Habe während der Reise beschützen wolle?' Auf sein gegebenes ‚Ja' benetzte der Kaufmann seinen Zeigefinger mit dem Speichel und schrieb meinen Namen auf die Stirn des Beduinen, indem er sprach: ‚Der Name dieses Fremden steht auf deiner Stirn geschrieben,

1) Im Jemen und im nördlichen Arabien wird nach Wrede diese Zeremonie nicht beobachtet.

Aquagbere, daß sie sich nie mehr vor deinem Stamm erhebe, wenn ihm etwas zu Leide geschieht!' Der Beduine erwiderte mit großer Lebhaftigkeit: ‚Sie erhebe sich nie mehr, weder in den Städten, noch in den Gebirgen! Mein Tod ist sein Tod! Und sein Tod der meinige! Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Gesandter. Alles kommt von ihm!' Hiermit endigte die Zeremonie und mein Wirt versicherte mir später, daß ich nun dem Beduinen volles Zutrauen schenken könne."

Vor dem Antritt der Reise mußte Arnaud auch sein Kostüm derart in Stand setzen, daß es nicht bei den Beduinen unnötiges und gefährliches Aufsehen erregte, er mußte selber ein Beduine werden. Vor allem fiel der „türkische" Schnurrbart den nationalen Vorurteilen der Eingeborenen zum Opfer. In San'a heißt, so sagt Ritter, der Mann mit Bart und Schnurrbart „widerwärtig"; derjenige aber, der das Kinn glatt hält und den Schnurrbart wachsen läßt, wie die verhaßten Türken, der gilt für einen abscheulichen Rebellen gegen menschliche und göttliche Gesetze. Auch in der Kleidung mußte er sich der Landestracht anbequemen: diese besteht in einem groben Zeug von Schafwolle, das um die Hüften geschlungen wird, in einem Hemd von schwarzen Tuch, bis an die Kniee reichend, mit weiten Ärmeln versehen. Ein kurzes Beinkleid bis über die Kniee, ein schwarzer fettiger Lappen als Kopftuch mit einem baumwollenen Luntenstrick um den Kopf gewickelt, schlechte Sandalen an die nackten Füße gebunden und die Flinte über den Rücken gehängt, mit brennender Lunte, zu jedem Angriff bereit — das war das Kostüm, um sich womöglich jedem Sohn der Wüste gleichzustellen . . . So zog Arnaud in das wilde, von Stammesfehden aufs äußerste beun ruhigte Land, um die alte Sabäerstadt zu besuchen. Am 12. Juli brach er auf, 2 Tage lang auf dem Hochplateau und von da bis kurz vor Marib auf stets fallendem Gelände ziehend, bis er am 18. Juli Marib selbst erreichte.

Auf einem mächtigen Schutthügel liegt aus etwa 80 Häusern bestehend der moderne Flecken Marib. Der Weg dahin führt über die Ruinen des alten Dammes von Marib. Nur mit knapper Not entging hier Arnaud, als er auf kurze Zeit von seinen Begleitern getrennt, beschäftigt war, die Maße der Dammreste aufzunehmen, und was er an Inschriften fand, zu kopieren, der Ermordung durch zwei Beduinen, die schon ganz dicht hinter ihm standen, als ihn der warnende Zuruf seines Führers zur Flucht trieb. Der Einzug in die Stadt glich keinem Triumphzuge. Die Beduinen, die sich dem kleinen Trupp angeschlossen hatten, konnten sich nicht genug darin tun, den Reisenden zu verhöhnen wegen seiner schwächlichen Gestalt,

und als sie an das Tor des Ortes kamen, wo schon große Menschenmengen zusammengelaufen waren, lief ein Beduine voraus und schrie „wir bringen Euch den Mahdi", d. i. etwa den „Narrenprinzen". Beim Sherif des Ortes aber wurde er freundlich aufgenommen. Vom Volke, dem er zunächst als Türke, der das Land ausspüren wolle, und dann als Nichtmuselmann verdächtig war, hatte er gleichwohl unendlich zu leiden. Am 19. Juli besuchte Arnaud in Begleitung des Sohnes des Scherifs und eines jungen Arabers, der als Pilger schon in Indien gewesen und sich seitdem in der Heimat nicht mehr wohl fühlte, die Ruinen der alten Stadt. Die Beduinen folgten ihnen auf dem Fuße nach, begierig sich einen Anteil an den Schätzen zu sichern, die der Fremde heben würde. Durch eine List vermochte sie der Sohn des Scherif auf kurze Zeit zu verscheuchen; er rief ihnen nämlich zu, der Fremde sei gegen alle Kugeln gefeit, und feuerte einen Scheinschuß auf Arnaud ab. Mit dem Schreckensrufe „Ein Zauber, ein Zauberer!" entflohen die abergläubischen Wüstensöhne. Aber auch die Hilfsbereitschaft des jungen Prinzen hielt nicht lange stand. Vor einem großen Quader, der mit einer Inschrift bedeckt war, gebot der Prinz dem Forscher, dieselbe abzuschreiben. Da Arnaud sofort erkannte, daß es nur eine Koranstelle sei, die auf dem Steine stand, weigerte er sich, um die kostbare Zeit für wichtigere Aufgaben zu sparen. Darüber ergrimmte der Prinz aber gewaltig, hieß den Gastfreund einen ungläubigen Hund und verließ ihn. Nun konnte Arnaud ungestört und nach eigenem Gutdünken die Ruinen untersuchen, die freilich meist nur in großen Erdhaufen bestanden. Weitere Ausflüge konnten an diesem Tage nicht mehr unternommen werden, und so kehrte Arnaud mit dem jungen Pilger, der ihm treu ergeben war, in sein Quartier zurück. Was hier an Verhöhnung und Mißhandlung seiner wartete, spottet jeder Beschreibung. Die wilden Abidahbeduinen waren aus der ganzen Umgegend in die Stadt gekommen, den Fremdling zu sehen. Sie vermuteten in ihm einen Ungläubigen und Zauberer, der über ihr ganzes Land Unglück und Jammer bringen würde. Wäre nicht der Scherif so mannhaft für seinen Gast eingetreten, dieser wäre niemals lebend aus der Stadt gekommen. Die goldenen Worte, mit denen er die sich wie rasend gebärdenden Männer und Weiber im Zaume hielt, verdienen auch hier Erwähnung zu finden: „Weil er unser Gast ist, laßt ihn doch gewähren, wie es ihm gefällt. Geschieht uns übel, so ist es durch Allahs Willen."

Am 20. Juli konnte Arnaud auch die Pilaster und das Haram Bilkis mit ihren vielen Inschriften besuchen. Die ersteren sind mächtige Monolithen zum Teil ohne, zum Teil mit quadratischen Kapitelen, in gleichen Abständen voneinander aufgestellt. Das sog. Haram Bilkis, der Palast oder Tempel einer sagenhaft hebräischen Königin Bilkis, die als die aus der Geschichte Salomos bekannte Königin von Saba gilt, ist ein Bau von elliptischer Gestalt, von dem nur noch Mauerreste stehen, die mit großen Inschriften bedeckt sind[1].

Am nächsten Tage mußte der Rückweg angetreten werden. Die Feindseligkeiten der Beduinen machten einen erfolgversprechenden Aufenthalt völlig unmöglich. „Noch 2 Tage dieser Art", sagt Arnaud, „und ich wäre vor Ärger und Qualen gestorben".

Mit einer großen Karawane, die kurz vorher in Marib eingetroffen war und nun mit Salz beladen nach San'a zurückkehrte, brach er auf. Am 2. Tage des Rückmarsches besuchte er die Ruinen von Sirwach, wo eine Anzahl Inschriften in aller Eile kopiert werden mußten, da die Karawane unterdessen weitergezogen und die Gegend gefahrvoll war. Am 4. Tage, als man die Höhe des Plateaus von San'a wieder erreicht hatte, eilte Arnaud mit einem Diener der Karawane voraus, da er Kunde von einem geplanten Überfall erhalten hatte. Unterwegs aber verlor er auch diesen Begleiter, übernachtete allein in dem letzten Dorfe des Wadi Serr und mußte, da jener am anderen Morgen noch nicht erschien, allein den noch 5 Stunden weiten Weg bis nach San'a antreten. Kurz vor Sonnenuntergang traf er in San'a ein, zur Verwunderung aller. Niemand hatte geglaubt, daß er lebend aus Marib wiederkehren würde. Da sein Diener auch den ganzen folgenden Tag noch nicht kam, fürchtete Arnaud sehr für den Verlust seiner Papiere und Inschriften. Es war aber auch wie ein Wunder, daß sie überhaupt noch in seine Hände gelangten. Denn der Diener, der endlich am 27. Juli eintraf, war unterwegs von einem raubsüchtigen Scheich angehalten worden, der sein ganzes Gepäck durchsuchte, Oblaten in einer Blechbüchse für verhexte Goldstücke erklärte und damit bewies, daß er

1) Die Pläne, die Arnaud von dem Damm und den Ruinen von Marib entworfen hatte, sowie die Erläuterungen dazu, waren lange Zeit vollständig verschollen. Erst im Jahre 1874 sind sie auf geradezu wunderbare Weise ans Licht gekommen. Vgl. hierüber Mohl im Journal Asiatique VII/3 S. 1 ff. Vgl. die Abb. bei D. H. Müller, Burgen und Schlösser, und die Arnauds Angaben vielfach korrigierenden Ausführungen E. Glasers bei Nielsen, Mondreligion S. 100 ff.

einen Zauberer entdeckt habe. Alle seine Papiere und Schriften sollte er ausliefern, damit sie verbrannt würden. Aber der Treue hielt die wichtigen Dokumente im weiten Ärmel seines Hemdes verborgen und war durch keine Drohung und Mißhandlung zu bewegen, sie auszuliefern. Nach $1^1/_2$ Tagen endlich war es ihm gelungen sich loszureißen.

Von San'a aus kehrte Arnaud über Harraz und Zebid nach der Tehama zurück. Unterwegs zog er sich infolge einer Erkältung eine völlige Erblindung zu. 10 Monate dauerte es, bis er seine Sehkraft wieder erlangte.

Arnauds Reise ist so ausführlich beschrieben worden, weil sie typisch ist. Alle Gefahren und Widerwärtigkeiten, die er in Marib überstehen mußte, drohen auch jedem anderen Reisenden. Dieselbe Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, die Arnaud bewiesen, ist die Voraussetzung alles Erfolges in diesem Lande, dessen Erforschung ebenso lohnend ist, als sie Selbstverleugnung erfordert. Arnaud hat den späteren Reisenden, die noch größere Erfolge erzielten, wie Halevy und Glaser, den Weg gewiesen, aber auch bereitet. Von seinen Erfahrungen haben die Späteren gelernt; was er selbst gesehen und erkundet hat, wurde für jene die Richtschnur zu ihren Forschungen. Arnaud war der erste Europäer, der die alte Sabäermetropole Marib gesehen und erforscht hat. Das ist sein Ruhmestitel, der seinem Namen für alle Zeiten in der Geschichte der Wissenschaft vom alten Arabien ein ehrenvolles Andenken sichert. 56 Inschriften werden dauernd seinen Namen tragen.

Es sollte freilich geraume Zeit dauern, bis das Werk Arnaud's fortgesetzt wurde. Zwar hat der Bestand an südarabischen Orginaldenkmälern i. J. 1860 eine überaus erfreuliche Bereicherung erfahren durch eine Sammlung von ca. 40 prachtvollen Bronzetafeln, zumeist aus Amran, deren Erwerb dem englischen Oberst Choghlan gelang. Diese Tafeln bilden heute eine Zierde der Sammlungen des Britischen Museums und sind von grundlegender Bedeutung für die wissenschaftliche Erschließung der Sprache der südarabischen Denkmäler geworden. Auch von den künstlerischen Bestrebungen des alten Arabiens haben sie zum ersten Male eine unmittelbare Anschauung vermittelt: denn die Tafeln tragen gelegentlich reichen ornamentalen Schmuck und auch figürliche Darstellungen.

Die nächste Forschungsreise in Südarabien fällt aber erst in den Ausgang des Jahres 1869. War es Arnaud gelungen, über

den bis zu seinem Auftreten verhältnismäßig engen Bereich der neu erschlossenen Wege ins Innere des Landes hinaus erfolgreich wenigstens in einer Richtung neue Bahnen zu neuen Zielen zu finden, so bedeuten die Reisen seines Nachfolgers, Halevy's, eine ganz gewaltige Erweiterung unseres geographischen Gesichtskreises, eine bis dahin unerhörte Bereicherung unserer geschichtlichen Kenntnisse, unserer inschriftlichen Materialien.

6. Ansicht von Menakha.

Im September 1869 erging an Joseph Halevy der Auftrag des französischen Unterrichtsministers, Süd-Arabien zu bereisen, um für das monumentale Werk des von der französischen Akademie herausgegebenen Corpus Inscriptionum Semiticarum Materialien zu beschaffen.

Der Ausgangspunkt Halevys war Aden. Von dort aus unternahm er zunächst kleinere Streifzüge, so nach Lahedj und die weitere Umgegend, konnte aber nur feststellen, daß da keine alten Denkmäler zu finden seien. Eine weitere Tour führte ihn von Aden nach Hodeida an der Küste des Roten Meeres und von da in

westlicher Richtung nach dem Gebirgsland Safan, wo er wohl ein an natürlichen Reizen überreiches Land, eine „arabische Schweiz", zahllose Ruinen alter zweifellos aus „himyarischer" Zeit stammender Burgen, aber keine einzige Inschrift fand. Von da aus wandte er sich dann über Menakha direkt nach San'a. Dort brachte ihn das Fieber an den Rand des Grabes. Einen ganzen Monat lang lag er schwer krank darnieder. Nach seiner Genesung kopierte er alles, was er an Inschriften in San'a und seiner Umgebung vorfand; manchmal freilich lockte ihn eine verheißungsvolle Botschaft zu größeren Ausflügen, nur um seine hochgespannten Erwartungen durch Auffindung eingemeißelter Koranverse zu foppen.

Die epigraphische Ausbeute von San'a und seiner Umgebung war nicht groß, manche der dort gefundenen Steine sind überdies zweifellos erst durch Verschleppung von ferner gelegenen Orten dahin gelangt. Das muß wunder nehmen, da allem Anschein nach San'a doch auch im Altertum eine bedeutende Rolle gespielt haben mußte. Freilich läßt sich bis jetzt keine Erwähnung des Ortes in den Denkmälern nachweisen. Noch verwunderlicher aber ist, daß die mächtige Feste Ghoumdan, in nächster Nähe von San'a gelegen, keine inschriftlichen Zeugnisse der Vergangenheit aufwies.

War so der Anfang von Halevys Reise mit epigraphischen Erfolgen nur verhältnismäßig wenig gesegnet, so sollte der weitere Verlauf ihn reichlich entschädigen. Für das Vordringen ins Innere standen dem Forscher zwei Wege offen. Entweder konnte er, den Spuren Arnauds folgend, direkt von San'a nach Marib gehen und von da aus versuchen, weiter nach Norden in den Djof vordringen, oder er konnte zuerst das Land zwischen Marib und Nedjran durchstreifen und den Rückweg über Marib nehmen. Halevy wählte die zweite Route, obwohl sie weit gefährlicher und unbekannter war als die erste. In San'a galt der Djof bei den Eingeborenen als ein wahres „Beinhaus" (charnier) für die Fremden, aus dem niemand wiederkehrt. Aber gerade die vollkommene Unbekanntheit jener Gegenden reizte Halevy und er hoffte dort auch die Marschroute des Aelius Gallus wieder zu finden, jenes römischen Feldherrn, dessen mißglückter Feldzug (24 n. Chr.) der einzige Versuch geblieben ist, den abendländische Eroberungssucht im Innern Arabiens gewagt hat.

Beim Rabinat zu San'a ließ sich Halevy Empfehlungsbriefe an die Judengemeinden im Djof ausstellen. Er selber wählte die Tracht der im Lande ansässigen Juden und am 20. Februar, 4 Uhr

Abends, brach er auf. Bald aber zwangen ihn die Belästigungen der Passanten, sein Reittier aufzugeben und bescheiden zu Fuße seines Weges zu ziehen. Er kam durch das Gebiet von Harith nach Schira' im Gebiet der Banu Archab. Auf dem Wege dahin war er so glücklich, wenigstens einige Inschriftenfragmente zu finden, in Schira' allein etwa 25 Nummern, darunter auch einige von größerem Umfang. Leider sollte er dort nicht unbehelligt bleiben. Da ihn der Scheich für eine andere Persönlichkeit, die sich als Messias ausgegeben und viel Unruhe verursacht hatte, hielt, ließ er ihn gefangen nehmen und gab ihn erst nach 8 Tagen auf Bitten der dortigen Juden hin wieder frei. Die Stadt Schira' schildert Halevy als eine anscheinend überaus alte Stadt mit vielen Bauwerken aus sabäischer Zeit. Leider seien die meisten Inschriftensteine der dort betätigten Kalkinduſtrie zum Opfer gefallen. $1^1/_2$ Stunden nordöstlich von Schira' im Gebiet des Banu Achkam fand er die Quellen eines ansehnlichen Flusses, der sehr fischreich ist und den dort lebenden Juden dadurch nicht nur Nahrung, sondern auch Verdienst gibt, da sie den Markt von San'a mit Fischen versorgen.

Halevy's Absicht, von Schira' aus die Städte Na'ith und Sirwach zu besuchen, von deren Reichtum an alten Denkmälern ihm die Juden viel erzählt hatten, scheiterte an der durch die herrschenden Stammesfehden bedingten Unsicherheit. Halevy ging daher weiter nach El Medid im Beled Nehm und nach Awdian oder Milch. Die Strecke von Milch nach dem Djof ist überaus gefährlich wegen der marodierenden Nomadenzüge, die dort ihr einträgliches Gewerbe ausüben. Die Verbindung mit dem Djof wird nur von jüdischen Handwerkern unterhalten, die bei den Beduinen arbeiten. Da das Passahfest nahe war, gelang es Halevy nicht, einen jüdischen Führer aufzutreiben, da keiner von ihnen in der Festzeit von seiner Familie fern sein wollte. Er mußte daher froh sein, einen, wenn auch sehr übel beleumundeten, Araber als Begleiter zu gewinnen. Der weitere oft sehr steil ansteigende und mühsame Weg führte nach den Ruinen von Beran, von wo an das Terrain sehr steil abfiel, von hier weiter über Medjzer, eine offenbar alte und vormals bedeutende, jetzt aber sehr heruntergekommene Stadt, nach El Ghayl, der einzigen festen Niederlassung im „Untern Djof", wo Halevy am 1. April eintraf. Hier wurde er überaus freundlich aufgenommen. Ein wahrer Wettstreit entstand unter den guten Leuten, wer Halevy beherbergen dürfe, bis dieser entschied, bei dem einkehren zu wollen, der ihn zuerst erblickt hätte. Von den Juden wurde er eingeladen, das

Halévys Reise
1869/70 von
San'a nach Nedjran
- - - - Halévys Reiseweg
Beled = Gebiet
W(adi) = (Fluss-) Tal
Kh(aribet) od. (R) = Ruine
Dj(ebel) = Berg
Beni od. Bi = Stamm
Massstab 1 : 1,866,000
El Bahri
Makhlaf
Beled
Nedjran
En Nešûr
Sa'da
AHL SALEM
Amlûh
Na'mân
Amalis
Beled Adla
Es Samay
Beled Aktâf
Barath
Beled
Sanddünen
Radj
Oase v. Maraschi
El Hadba
Nomadenlager
(Hazm dû Housseyn)
Oase v. Khab
El Mahdjil
El Hayfa
S. Thuâm
El Miqâr
DÛ HOUSSEYN
Oberer Djôf
Ez Zâhir
Mellahâ
Dj. Laoud
Beni Naûf
Djebel Silyâm
Hamda
Bi
Miqam
Siraqa
Es Sûd
Inaba
El Mihyar
Unterer
Djôf
El Bayda
Ma'in
Kamna
Merani
Hirrân
Beragisch
El Hazm (Stelen)
El Ghayl
Medjzer
Ed-Dâbir
(Tempelruinen)
Wüste Ahkâf
Abrad
Raghwan
Kh Se'ûd
El Quthbin
El Fathia
H. El Djerâdân
Ruinen
El Hizma
Marib
Damm
DAYBÂN
Beled Arhab
Bi Hasan
Beled Nehm
Berge
Beran
Ruinen
Milh
Makhlafi
Beled
Schira'
El Medid
Sirwach
Balaq
El Qarn
Raûda
Bi Zahay
Harîb
Hadra
Habab
El Djoraf
Dj. Nuqum
Dj. Theyal
Harib
San'a
Bi Bahlul
Dj. Kanan
Tin'am
Khaulân
Beled
Ruinen v. Sabal
4° östl. L. v. Paris

Passah mit ihnen zu feiern. Aber die Nachricht, daß unweit von dem Ort alte Ruinen in großer Zahl sich fänden, drängten den Forscher unaufhaltsam vorwärts.

Von nun an traf Halevy in der Tat auf Schritt und Tritt die denkwürdigsten Reste der großen Vergangenheit des arabischen Altertums. Es können nur die wichtigsten Punkte hier kurz aufgezählt werden, die er besucht und an denen er Inschriften gefunden hat. Die Richtung, der er folgte, ist zunächst die östliche.

Er fand Inschriften und denkwürdige Reste prachtvoller Tempelbauten in Medinet Haram, El Hazm, dem Hauptort von Beled Hamdan, vor allem aber in Ma'in, der alten Hauptstadt des Minäerreiches. Von dieser entwirft Halevy folgende Schilderung:

Der befestigte Teil der Stadt Ma'in liegt auf einem Hügel von etwa 280 m Länge und 240 m Breite. Von den Umfassungsmauern, die an den Zugängen des Abhanges standen, stehen nur noch einzelne Teile an der Nordseite, dagegen sind die einander gegenüberliegenden Tore an der Ost- und Westseite sehr gut erhalten, ebenso die benachbarten Türme, die eine beträchtliche Höhe haben und einen grandiosen Anblick gewähren. Diese Bauten bestehen aber aus mächtigen, behauenen Steinen, ohne Bindemittel so genau aufeinander gefügt, daß man glaubt, einen einzigen Block vor sich zu haben. Die meisten von ihnen tragen Inschriften von oft verschwenderischer Ausdehnung. Im Innern sind fast alle alten Baudenkmäler verfallen, infolge des Vandalismus der Araber, die wiederholt versucht haben, sich inmitten der Ruinen festzusetzen. Einige Jahre haben genügt, um die aus gebrannten Backsteinen hergestellten Hütten wieder in Schutt zerfallen zu lassen, und sogar die aus Steinen von alten Bauwerken errichtete Moschee ist gänzlich zerfallen, während unweit davon ein kleiner Tempel aus der himjarischen Zeit, der mehrere Säulen in sich schließt, beinahe intakt ist, und durch die Symetrie seiner Maße einen eigenartigen Kontrast bildet zu dem jämmerlichen Kultusbau des Islam.

Wie in Medinat Haram und Marib, so fanden sich auch in der Nähe von Ma'in in El Michyar lange Säulenreihen, die offenbar zu Tempeln gehört hatten.

In der Nähe fand Halevy auch die Spuren alter Bewässerungsanlagen.

Nachdem Halevy die ganze Gegend des mittleren Djof eingehend durchforscht hatte, wandte er sich auf der östlichen Route nach Nedjran, in der Absicht, durch den oberen Djof nach Beled Hamdan zurückzukehren. Er überschritt den Djebel Laoud, den Djebel Kadm, und kam in die Oase von Khab, die dicht bevölkert und trotz des Mangels an laufendem Wasser sorgfältig bebaut ist. Von hier aus sind es noch vier Tagereisen bis nach Nedjran. Nach einem überaus mühseligen, entbehrungsreichen Marsche kam Halevy

am 3. Juni in Makhlaf an, dem Mittelpunkt einer überaus fruchtbaren und dicht besiedelten Datteloase. Er fand in der Gegend die Ruinen der alten Nagara Metropolis, von den Arabern Medinet el Khudud genannt, die Residenz des jüdisch-himjarischen Königs Dhu-Nuwas.

Den Rückweg nahm Halevy auf der westlichen Route nach dem oberen Djof. Hier waren nur noch schwache Spuren der vorislamischen Zeit wahrzunehmen. Die Verwüstung der alten Bauwerke war hier viel gründlicher vor sich gegangen als etwa in Beled Hamdan. Nur in der Gegend des Djebel Silyam fanden sich zahlreichere Inschriften. Wieder in El Ghayl angekommen hörte Halevy von einer alten „jüdischen" Stadt Beraqisch in begeisterten Worten erzählen und fand dort die neben Ma'in bedeutsamste Stadt des alten Minäerreiches, das in den Inschriften unendlich oft erwähnte Jathil. Die Umfassungsmauern waren, soweit sie noch standen, bedeckt mit künstlerisch eingegrabenen Inschriften. Das Innere war auch hier schlecht erhalten und der Schutt neuer Hüttenbauten bedeckte die Reste der vorislamischen Herrlichkeit. Die zahlreichen Säulenreste erwecken die Vorstellung einer großen religiösen Vergangenheit dieses Platzes.

Von Beled Hamdan aus nahm dann Halevy den Weg nach Marib in südlicher Richtung. Von den Stationen dieses Weges verdient besondere Hervorhebung Kharibet es-Seud, etwa halbwegs zwischen Beled Hamdan und Marib gelegen, mit alten Ruinen und Säulen, die wertvolle Inschriften trugen. Trotz der durch die Feindseligkeit der Abidah-Beduinen geschaffenen Unsicherheit der Lage wollte Halevy den Besuch der alten Sabäerstadt Marib nicht aufgeben. Von El Fathia aus, wo er überaus gastliche Aufnahme gefunden, gelangte er unter mancherlei Fährlichkeiten und schließlich von allen Begleitern verlassen, in El Hizma an, wo er einige Inschriften kopierte. Er war nun nur noch 3 Stunden Wegs von Marib entfernt. Da er aber den hinterlistigen Charakter der dortigen Bewohner aus Arnauds Beschreibungen zur Genüge kannte, zog er es vor, zunächst die Stadt noch nicht zu betreten, sondern erst die Umgegend nach Inschriften zu durchforschen, ohne aber besonderen Erfolg zu haben. Dann betrat er durch das Westtor die Stadt, um den Anschein zu erwecken, als ob er von San'a käme und nicht aus dem Gebiete der Abidah-Beduinen, mit denen die Stadt gerade damals in erbitterter Fehde lag. Leider machte es ihm der Geschäftsneid eines indischen Händlers, der den Engländern in Aden Alter

tümer verkaufte und ein Interesse daran hatte, Europäer von Marib fernzuhalten, einen erfolgreichen Aufenthalt unmöglich. Auf Veranlassung des Händlers wurde Halevy auf Schritt und Tritt überwacht und am Abschreiben der Inschriften gehindert.

Auf dem Wege nach San'a besuchte er das von Arnaud so genannte Kharibe und fand daselbst die Stätte der ältesten Hauptstadt des Sabäerreiches, Sirwach. Die alten Bauwerke fand Halevy meist in sehr ruinösem Zustande, aber auch hier waren Tempelanlagen und Säulenreihen verhältnismäßig gut erhalten. Auf den Säulen fand er die „umfangreichsten Inschriften, die er jemals im Yemen gesehen hatte". Leider machte es ihm die drohende Haltung der Bewohner unmöglich, viele von ihnen abzuschreiben. Erst Glaser war es vorbehalten, sie in genauen Kopien für die Wissenschaft zu retten. Hier war zugleich die letzte Stätte, wo es Halevy gelang, Inschriften zu kopieren.

686 Inschriftenkopien hat Halevy von dieser denkwürdigen Reise mitgebracht. Wenn darunter auch etwa 200 Nummern sind, die kaum ein einziges, oder nur wenige sichere Worte enthalten, wenn auch die Zuverlässigkeit vieler unter den größeren Texten in Anbetracht der ungemein schwierigen Situationen, in denen Halevy arbeiten mußte, zu wünschen übrig läßt, so ist doch das von Halevy erschlossene Material ein ganz außerordentlich reiches und wertvolles. Er war der erste Europäer, dem es gelungen ist, in den Djof und bis nach Nedjran vorzudringen, er hat zum ersten Mal die an inschriftlichen Überresten reichsten Stätten Medinet Haram, Ma'in, Kamna, El Beyda, Es-Souda, Beraqisch besucht und nach ihm hat nie eines Europäers Fuß sie wieder betreten. Halevy hat überhaupt zum ersten Mal Inschriften des minäischen Reiches zugänglich gemacht und dadurch das Fundament zu einer völlig neuen Auffassung der ältesten Geschichte Arabiens gelegt. Wenn auch durch Glasers Erfolge vieles von Halevy gewonnene erst wirklich fruchtbar gemacht worden ist, dadurch, daß Glaser von vielen Inschriften Halevys sich wissenschaftlich so viel zuverlässigere Abklatsche zu verschaffen gewußt hat, so bleibt doch Halevy das Verdienst, der Wissenschaft ein bis dahin völlig dunkles Gebiet erschlossen zu haben. Und wenn auch alle Kopien der minäischen Texte Halevys einmal durch zuverlässigere Abklatsche antiquiert sein sollten, so wird die unmittelbare Kenntnis der Fundstätten, die Aufschlüsse über ihre Lage, über die Beschaffenheit der alten Bauwerke u. a. m., was uns Halevys Reiseberichte vermittelt haben, solange einen schlecht-

hin einzigartigen Ruhmestitel des kühnen Forschers bilden, als nicht andere Reisende als Augenzeugen uns gleiche oder genauere Kunde von diesen Stätten bringen — und darauf dürfen wir bei der Lage der Dinge wohl noch sehr lange warten. Um so tragischer mutet es an, daß dieser Forscher so wenig Veranlassung finden sollte, sich seiner großen Erfolge zu freuen, wenn er „in schroffer Weise daran gehindert worden ist, sich mit den Inschriften, die er mit Lebensgefahr im Jemen gesammelt hat, zu beschäftigen." Die Originalkopien Halevys sind heute noch nicht veröffentlicht. Die im Journal Asiatique VI/19 vom Jahre 1872 veröffentlichten Typendrucke erwecken durch die Kritiklosigkeit, mit der sie herausgegeben worden sind, den Verdacht, daß sie das Imprimatur des Entdeckers nicht erhalten haben und können also nur eine sehr ungewisse Vorstellung von dem vermitteln, was Halevy wirklich kopiert hat. Hoffentlich ist aber die Zeit nicht mehr ferne, wo das gesamte in Arabien gewonnene Material Halevys, seine Originalkopien und aber auch der Rest seiner Tagebücher — von diesen ist bis jetzt nur die Reise von Hodeida nach San'a und von da nach Nedjran veröffentlicht — der Wissenschaft in authentischer Form zugänglich gemacht werden.

Über die Nachfolger Halevys auf den gefahrvollen Wegen ins Innere Südarabiens können wir uns kurz fassen, da diese Skizze nur bis zum Auftreten des erfolgreichsten unter allen, Eduard Glasers, führen soll. Einer der gründlichsten Arabienreisenden war zweifellos Heinrich Freiherr von Maltzan (1870—1871), dessen Hauptverdienst aber namentlich in den von ihm eingezogenen Erkundigungen besteht, durch die er die Küstenländer vom eigentlichen Jemen bis Hadramaut, Dathina, Jafi'a, Baihan usw. der Kenntnis des Abendlandes erschloß.

Im Jahre 1873 reiste Charles Millinger von Hodeida nach San'a. Der Enkel des italienischen Romanziers Manzoni, Renzo Manzoni, unternahm dann 1877—1880 drei Exkursionen in den türkischen Jemen. Sein Reisewerk beschreibt die Gegend die von den Verbindungslinien der Städte Aden-San'a-Hodeida umschlossen ist und ist das erste, das die geschilderten Gegenden dem Leser auch im Bilde vorführt. Weder Millinger noch Manzoni waren so glücklich, Inschriften zu entdecken. Dem letzteren aber danken wir u. a. wichtige Materialien zur Kenntnis des südarabischen Dialektes von Mahra.

Im Jahre 1879 hat Schapira, ein jüdischer Antiquar von Jerusalem, Südarabien bereist. Sein Weg führte ihn von Aden nach San'a, Amran, Kaukaban bis Tawila und zurück über San'a und Menakha nach Hodeida.

Der erste Reisende seit Halevy, dem die Entdeckung neuer Inschriften gelang, war der Österreicher Siegfried Langer. Am 21. Februar 1882 brach er von Hodeida über Beit el-Fakih, Dhuran und Dhaff (dem Hoddafa Niebuhrs), nach San'a auf, wo er am 26. März ankam. Auf dieser Reise hat er 9 Inschriften gefunden, die größte (Nr. 1) in der Nähe von Dhuran, 5 in Dhaff, 3 in den in der Nähe von Dhaff liegenden Ortschaften Jekar, El Wasta und Ma'ber; 6 andere fand er in San'a und Aden, doch ist ihre ursprüngliche Herkunft unbekannt. Seine Absicht, von San'a aus ins Innere vorzudringen — er wollte zunächst nach Raida' und Sa'da — konnte Langer nicht ausführen, da der Gouverneur von San'a, der für seine Sicherheit fürchtete, ihn daran hinderte und ihn nach Hodeida zurückbringen ließ. Von Hodeida aus fuhr Langer nun nach Aden in der Hoffnung, von dort aus ins Innere, ins Jafi'a-Land und von da aus nach Hadramaut, vordringen zu können. Trotz eindringlicher Warnungen von Seite des englischen Residenten in Aden reiste er Ende Mai ab. Schon am 19. Juni traf in Aden die Nachricht ein, daß Langer etwa 90 km nördlich von Aden am Wadi Bana von räuberischen Beduinen ermordet worden sei.

Der weitere Verlauf der Erforschung Südarabiens liegt außerhalb der Grenzen unserer heutigen Aufgabe. Das Jahr 1882 bedeutet einen so einschneidenden Wendepunkt in der an Überraschungen und Enttäuschungen gleich reichen Geschichte der Forschungsreisen in Arabien, daß man von hier ab eine völlig neue Epoche datieren kann, ebenso und vielleicht noch mit größerem Rechte wie von dem Auftreten Arnauds. Von nun an tritt die Persönlichkeit Eduard Glasers in den Vordergrund, alle überragend, die vorher und nachher den gleichen Zielen zugestrebt haben. Wie Halevy die überragende Stellung in der ganzen Epoche von Niebuhr bis Langer behauptet hat, so haben die Erfolge Glasers die aller seiner Vorgänger und Nachfolger von Niebuhr bis auf Landberg-Müller in Schatten gestellt. Mit Glaser tritt auch etwas völlig neues hinsichtlich der Technik der Inschriftengewinnung in Erscheinung, die ausgiebige Verwendung von Papier und Bürste zur Anfertigung

von Abklatschen, sodann aber die Zuhilfenahme von Eingeborenen, die in der Kunst des Abklatschens wohl unterwiesen auch in solche Gegenden vordringen konnten, die ein Europäer nicht zu betreten wagen darf.

Die Forschungsreisen Eduard Glasers umspannen den Zeitraum von 1882—1894. Sie sind seither die einzigen von epigraphischen Erfolgen gekrönten geblieben bis auf den heutigen Tag, denn von den Inschriftenfunden der mit so großem Geräusch in Szene gesetzten und unter überaus unerquicklichen Begleiterscheinungen gescheiterten Expedition der Wiener Akademie ist noch nichts authentisches bekannt geworden, trotzdem 10 Jahre seit ihrer Rückkehr verflossen sind, so daß sie vorläufig am besten ganz aus der Darstellung ausgeschlossen bleibt. Eine andere Reise, die zwar durch die Entdeckung von Inschriften des minäischen Dialektes von größter Bedeutung auch für die südarabische Altertumskunde geworden ist, kann hier gleichfalls nur gestreift werden, da sie sich auf die nordwestlichen Gebiete der arabischen Halbinsel beschränkte, die Reise Eutings von 1883—1884, deren wichtigstes Ergebnis die Entdeckung der minäischen Inschriften von El Öla bildete.

Die Aussichten, die sich heute für die Zukunft der Erschließung Südarabiens und der Förderung der südarabischen Epigraphik eröffnen, sind nicht geeignet, hoffnungsvoll zu stimmen. Es fehlen die kühnen Forscher, die jeder Gefahr zum Trotz alle Entbehrungen auf sich nehmen, um der Wissenschaft in diesem geheimnisvollen Lande immer mehr Boden abzugewinnen. So lange man kaum ahnen konnte, was dort zu holen war, hat es an solchen Pionieren nicht gefehlt. Heute, wo wir genau wissen, daß sich die Erforschung Arabiens sicher ebenso lohnt, wie die Babyloniens und Ägyptens, heute will es scheinen, als ob alle Unternehmungslust sich gerade diesem Gebiete versage.

Freilich es sind auch die Verhältnisse im Innern Arabiens wesentlich andere geworden. Die Schwierigkeiten, die im Innern zu bewältigen sind, das Mißtrauen der Eingeborenen, die Feindseligkeit der einzelnen Stämme unter einander, haben sich mit den Jahren nur vermehrt, nicht verringert, die Unsicherheit im Innern ist so groß, daß es heute kaum denkbar ist, zu Forscherzwecken im Süden Arabiens zu reisen, wenn man nicht das volle Vertrauen schon besitzt und in seiner Vergangenheit eine Legitimation für die Lauterkeit seiner Absichten mit sich bringt, und das ist heute wohl

nur bei einem einzigen, bei Eduard Glaser, der Fall. In der Erkenntnis dieser Verhältnisse würde denn auch die türkische Regierung jedem Versuch, ins Innere vorzudringen, die größten Schwierigkeiten bereiten, ja ihn direkt unmöglich machen.

Doch ist die Bedeutung des südarabischen Altertums für die Erkenntnis der ganzen vorderasiatischen Kulturwelt viel zu deutlich offenbar geworden, als daß sich maßgebende Kreise gegen die Notwendigkeit, neue Texte zu den bisher bekannten zu gewinnen, verschließen könnten. Am leichtesten und erfolgreichsten könnte dieser Notwendigkeit freilich dadurch Rechnung getragen werden, daß die von Glaser bereits geborgenen Schätze der Wissenschaft zugänglich gemacht werden. Da das aber aus Gründen, die hier nicht weiter besprochen werden können, noch immer nicht geschehen ist, hat man sich auf eine andere, freilich sehr bedenkliche Art geholfen.

Was gegenwärtig an neuen Inschriften aus Südarabien kommt, wird durch dort bestellte Agenten erworben. Die Kaufleute in Aden und San'a wissen wohl, daß die alten Steine für sie eine ganz außerordentlich ergiebige Einnahmequelle sind. Und unsere gelehrten Institute, soweit sie überhaupt für Südarabien Interesse haben, die Akademien zu Paris und Wien, lassen es ihnen an reichlichem Verdienst nicht fehlen. Die Agenten schicken nun ihre Leute, meist eingeborene Araber, und zwar vielfach solche, die von Glaser seiner Zeit eingelernt und unterwiesen worden waren, in's Innere zur Anfertigung von Abklatschen, die dann natürlich nach der Stückzahl honoriert werden. Da dem Agenten jede Sachkunde fehlt, ist dem Erwerbssinn der Beauftragten freier Spielraum gelassen, durch geeignete Maßnahmen den kargen Lohn zu vervielfältigen. Daß diese Methode, sich inschriftliches Material zu beschaffen, aber auch den schwersten wissenschaftlichen Bedenken unterliegen muß, ist ganz selbstverständlich. Die wichtigste Frage bei jeder Inschrift, die nach ihrer Provenienz, ist bei ihr schlechterdings ausgeschaltet. Denn niemand wird doch die oft aus zweiter und dritter Hand stammenden Angaben des Agenten für wissenschaftliches Material halten wollen.

Durch nichts aber kann der Erfolg dieses Verfahrens besser illustriert werden, als durch die bewegliche Klage Hartwig Derenbourg's, des Herausgebers des südarabischen Teiles des Corpus inscriptionem Semiticarum der Pariser Akademie, im Eingang zu seiner Abhandlung „Nouveaux textes yéménites inédits“ [1]. Etwa 500 Ab-

1) Revue d'Assyriologie et d' Archéologie Orientale vol. V no 4 (1902).

klatsche waren der Akademie zugesandt worden, ca. 200 davon schieden aus als „textes rupestres, dont les charactéres himyaritiques grossiers recouvrent un idéome dont la clef nous échappe". Die übrigen 300 Nummern entpuppten sich sämtlich als Abklatsche von nur 5 Steinen! Und von diesen 5 Steinen sind nur 2 größeren Umfangs, 20 und 8 kürzere Zeilen enthaltend, die 3 übrigen haben nur 2, 3 und 4 Zeilen! Man kann dem Bearbeiter des Corpus nachfühlen: „Nach der Freude, mit der ich dieses scheinbar so ansehnliche Studienmaterial begrüßt hatte, welche Enttäuschung"! Und dabei sind natürlich sämtliche Abklatsche Blatt für Blatt mit schwerem Gelde bezahlt worden.

Solche Überraschungen werden wohl noch öfter vorgekommen sein, auch ohne daß die breitere Öffentlichkeit davon erfahren hat, sie sind auch ganz unausbleiblich, so lange man an diesem System der Inschriftenbeschaffung festhält, so lange nicht wenigstens ein Sachkundiger an Ort und Stelle die Kontrolle der einlaufenden Abklatsche vornimmt. Denn der Händler und seine Agenten haben wohl an ihrem Vorteil, nicht aber an der Wissenschaft ein Interesse.

Früher sind die Männer der Wissenschaft selber hinausgezogen und haben ihr Leben für die Wissenschaft in die Schanze geschlagen. So sind Erfolge erzielt worden, die angesichts der unermeßlichen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, garnicht hoch genug eingeschätzt werden können. Dieser kühnen Forscher Verdienst ist es, wenn heute alle Anschauung vom ältesten Arabien und seiner Geschichte eine völlig andere geworden ist, wenn durch diese neuen Erkenntnisse auch die ganze übrige Wissenschaft vom alten Orient tiefgehend beeinflußt und befruchtet worden ist.

Und doch ist alles was wir bis heute von den alten Denkmälern der südarabischen Kulturstaaten haben, nur ein verschwindend kleiner Bruchteil dessen, was noch an Ort und Stelle vorhanden ist. Möchte die Zeit nicht mehr allzu fern sein, wo günstigere Verhältnisse eine wirksamere Erschließung des Landes ermöglichen.

Karten und Abbildungen.

Seite

Übersichtsskizze von Südwest-Arabien 4
Kartenskizze von Süd-Arabien mit den Reisewegen von Wellstedt und Wrede. Nach Maltzan, Reisen in Arabien. 2. Band. (1873) 14
Kartenskizze zu Halevys Reise von San'a nach Nedjran. Nach dem Bulletin de la Société de Géographie VI, 6 (1873) 24

Ansicht von San'a 6
Ansicht von Jerim 7
Ansicht von Ta'izz 9
Ansicht von Menakha 21

Literatur.

Die Reiseliteratur von Barthema bis auf Arnaud ist exzerpiert und verwertet von Ritter im 12. Bande seiner „Erdkunde". Neuere zusammenfassende Darstellungen mit genauen Literaturnachweisen bieten Fritz Hommel in Hilprechts Explorations in Bible Lands S. 693 ff.; Hogarth, The Penetration of Arabia (London 1905) und D. Nielsen, Studier over Oldarabiske Indskrifter (Kopenhagen 1906). Am instruktivsten und auch am interessantesten bleibt immer die Lektüre der Originalberichte der einzelnen Reisenden. Von diesen seien hier besonders erwähnt:

Carsten Niebuhr, Reisebeschreibung nach Arabien, 3 Bde. (1774, 1778 und 1837); Wellsteds Reisen in Arabien (1842); Maltzan, Wredes Reise in Hadramaut (1870); Arnauds Berichte im Journal Asiatique IV/5, 211 ff.; Halevys „Rapport", ebenda VI/19, 1 ff. und seine Tagebücher im Bulletin de la Société de Géographie, 6. Ser., 6. Tome (1873) und 13. Tome (1877). Maltzan, Reise nach Südarabien (1873); Manzoni, El Yemen (1884); Langers Berichte, ursprünglich zumeist im „Ausland" 1882, dann in Auswahl neu herausgegeben von D. H. Müller, Siegfried Langers Reiseberichte aus Syrien und Arabien (1883).

Der vorliegenden Darstellung liegen für die älteste Periode die Exzerpte Ritters, für die späteren Reisen die Originalberichte zu Grunde. Eine Kritik der Angaben der einzelnen Reisenden zu geben war nicht beabsichtigt; eine solche ist heute und so lange auch kaum in größerem Umfange möglich, als uns Glasers Aufzeichnungen unzuzüglich sind, der einen großen Teil der von seinen Vorgängern bereisten Gebiete selbst durchforscht und über andere genaue Erkundigungen eingezogen hat.

Berichtigungen: Auf Abb. 1 lies Kaukaban statt Kankabar; Auf Abb. 5, Mitte, lies Choraibe statt Chorsabe. —

Wegen mancherlei Inkonsequenzen in der Schreibung der Ortsnamen muß ich um freundliche Nachsicht bitten.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

REINFORCED BINDING